1,60 DM / Band 191
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Fenris, der Götterwolf

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Fenris, der Götterwolf

John Sinclair Nr. 191

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 02.03.1982

Titelbild von George Wilson

Sinclair Crew

Fenris, der Götterwolf

Sein Reich war nicht die Unterwelt der Hölle und auch nicht die der Erde. Er lebte in einem Zwischenreich, in den Dimensionen der alten Götter.

Doch er wollte mehr. Das Leben gefiel ihm nicht. Er wollte ausbrechen und sich auf der Erde einen Stützpunkt erobern.

Das gelang ihm mit Hilfe des Höllenfürsten.

Und so kam Fenris, der germanische Götterwolf, auf die Erde.

Aber der Teufel gab nichts umsonst. Das merkte Fenris schon sehr bald…

Herbst…

Die Tage zwischen Oktober und November. Eine traurige Zeit.

Stunden der Besinnung, der Muße, in denen der Mensch wieder an sein Ende denkt. Wo er zusieht, wie sich die Blätter der Bäume und Sträucher färben, kraftlos werden und dann zu Boden fallen, um zu sterben.

Im Herbst sind Beerdigungen noch trauriger, als zu irgendeiner anderen Jahreszeit. Da atmen die Friedhöfe den Geruch von Moder, Tod und Verwesung. Es ist die Zeit, wo sie auch öfter besucht werden. Man gedenkt wieder der Verstorbenen oder seilt sie hinab in das feuchte, kühle Grab.

Der Herbst läßt sterben…

Nebelschwaden drehen sich im geisterhaften Tanz. Und wenn es die Sonne einmal geschafft hat, so versuchen sie, ihr Licht wegzusaugen, um nur keine Helligkeit in die Welt der Trauer und des Sterbens zu lassen.

Die Nächte werden kühl. Erste Fröste härten die Oberfläche des Bodens und machen das herabgefallene Laub steif und knisternd.

Früher hatte auch ich den Herbst gemocht, doch heute gefiel mir die sterbende Natur nicht mehr. Vielleicht weil ich älter geworden war und immer daran erinnert wurde, wie vergänglich doch alles im Leben war. Und noch schlimmer war eine Beerdigung im Herbst.

Eine Beerdigung, die mich persönlich sehr berührte, denn wir trugen eine Frau zu Grabe, die mir zu einer sehr guten Freundin geworden war.

Nadine Berger!

Sie war gestorben, und die geballte Kunst der Ärzte hatte es nicht geschafft, den Tod zu überwinden. Der Knochenmann aus dem Jenseitsreich war schneller gewesen. Mich hatte man mit diesem sinnlosen Tod treffen wollen, und meine Gegner hatten mich getroffen.

Verdammt tief sogar. Ich hatte Nadines Mörder zwar vernichtet, ein gefährliches giftgrünes Monster aus einem Jenseitsreich, doch auch meine Silberkugeln hatten die Schauspielerin nicht mehr retten können. Zudem war ich noch verletzt worden. Einer von Logan Costellos Killern hatte mir eine Kugel ins Bein geschossen. Ich mußte im Krankenhaus liegen. Nur ein paar Zimmer von dem Raum entfernt, in dem Nadine Berger starb. Ich hatte sie tot auf der Bahre liegen sehen. Es war ein Anblick gewesen, den ich nie in meinem Leben vergessen würde, und der Schock saß jetzt noch tief. [1] In der abgelaufenen Woche hatte ich das Lachen verlernt. Ich mußte im Krankenhaus das Bett hüten, damit die Beinwunde verheilte. Dabei hatte ich Zeit genug gehabt, um nachzudenken. War es ein Fehler von mir gewesen? Hätte ich nicht damit rechnen müssen, daß sich meine

Gegner an irgendeiner Person aus meinem Freundeskreis rächen würden? Natürlich, damit mußte man immer rechnen, wir lebten in einer permanenten Gefahr. Nur wenn man plötzlich mit dem Tod eines nahestehenden Menschen konfrontiert wurde, dann sah alles anders aus. Das war so schrecklich endgültig. Es war kein Traum, aus dem man erwachen konnte, sondern Realität, wobei die Fragen nie aufhörten. Hätte man nicht etwas retten können? Wäre dann nicht alles anders gelaufen?

Vor allen Dingen in den langen Nächten hatten mich die Selbstvorwürfe gequält. Da lag ich stundenlang wach, grübelte über den Tod der Nadine Berger und dachte auch über meine lebenden Freunde und mich nach. Ich zog eine Art Bilanz und mußte mir eingestehen, daß ich in all den Jahren sehr wenig erreicht hatte. Ich war gegen das Böse, gegen die Mächte der Finsternis nicht angekommen.

Viele hatte ich besiegen können, vor allen Dingen am Anfang, als sich die Dämonen noch nicht zusammengeschlossen und formiert hatten. Mit der Zeit hatten sie hinzugelernt und waren schlauer geworden. Wenn sie jetzt etwas taten, dann griffen sie konzentriert an und suchten sich Schwachstellen aus, wo sie uns treffen konnten.

Bei Nadine Berger hatten sie es geschafft. Sie war gestorben, und ich hatte es nicht verhindern können.

»Warum quälst du dich, John?« Suko, mein chinesischer Freund und frischgebackener Inspektor, stellte die Frage. Er saß neben mir und lenkte den Bentley, weil ich auf mein Bein noch Rücksicht nehmen mußte. Wenn ich es anstrengte, schmerzte die Wunde an meinem linken Oberschenkel noch immer. Deshalb hatte ich es vorgezogen, Suko chauffieren zu lassen.

»Würdest du das nicht tun?« Die Antwort war eine Gegenfrage.

»Wahrscheinlich.«

»Na bitte.«

»Aber du hattest keine Schuld, John.«

Ich drehte meinen Kopf nach rechts und schaute Suko an. »Laß es, bitte, wir haben lange genug darüber diskutiert. Ich muß damit fertigwerden und schaffe es auch. Ich bin nur froh, wenn ich die Beerdigung hinter mir habe.«

»Sicher, John.«

Jetzt wissen Sie, daß wir uns auf der Fahrt zu Nadine Bergers Beerdigung befanden. Allerdings fand die nicht in London oder irgendeinem anderen Ort in England statt, sondern außerhalb, in Irland, einem kleinen Dorf, das Avoca hieß. Von Wales aus hatten wir mit einer Fähre übergesetzt und waren die restlichen 75 Meilen mit dem Bentley gefahren, die uns vom Anlegeplatz der Fähre und dem eigentlichen Zielort trennten.

Zu meiner Überraschung hatte Nadine Berger ein Testament gemacht. Und darin stand, daß sie im Falle ihres Todes gern in Irland beigesetzt werden würde. Sie hatte auch den Ort und den Friedhof benannt. In ihrer Jugend hatte Nadine einige Jahre in Avoca verbracht bei einer Tante. Die Zeit hatte ihr so gut gefallen, daß sie immer gern daran zurückdachte. Der kleine Ort war eine Oase der Ruhe für sie gewesen. Dort hatte sie sich nach manchen harten Drehtagen entspannt und einen inneren Frieden gefunden.

Hier sollte sie auch den letzten finden.

Wir hatten Avoca bereits erreicht. Ein kleines Nest im grünen Hügelland der Insel. Es gab große Schafsweiden, dichte Wälder, die jetzt voll mit buntem Laub waren, und von der nahen Ostküste wehte immer ein leichter Wind, der sich im Landesinneren verlor.

Es war ein sauberer Ort. Häuser mit roten Dächern, viele Gärten, gepflegte Wege, kleine Gassen und schmale Straßen. Und ein Friedhof, auf den ein Schild hinwies und der von einer hohen Steinmauer umgeben war.

Vom Schild bis zur Mauer war es nicht weit. Höchstens eine Minute fuhren wir.

Einige Wagen parkten an der schmalen Straße, die parallel zur Friedhofsmauer lief. Wir suchten eine Lücke, und Suko rangierte den Bentley hinein.

Wir stiegen aus.

Ich hatte lange gesessen und spürte mein Bein verdammt genau, als ich mich aus dem Wagen schwang. Die Wunde schmerzte, so daß die Stiche meine Hüften erreichten.

»Geht's?« fragte Suko.

»Sicher.«

Ein paar Schritte trennten uns von dem Friedhofstor. Es bestand aus Schmiedeeisen, war groß, wuchtig und verschnörkelt gearbeitet.

Beide Hälften standen offen.

Wir waren nicht die einzigen, die den Friedhof betraten. Zwei schwarz gekleidete Männer zogen einen Wagen hinter sich her, auf dem mehrere Kränze lagen. Auf den schwarzen Schleifen las ich den Namen Nadine Berger.

Unser Kranz war auch dabei.

Ich verspürte einen Stich in der Herzgegend, als ich die Kränze sah. Hart mußte ich schlucken. Irgendwie verloren schaute ich dem Wagen nach, der von den beiden Männern in Richtung Leichenhalle gezogen wurde, wo auch die Trauerfeier stattfand. Es war eine kleine Halle. Ihr angeschlossen war eine Kapelle. Der spitze Turm überragte auch die Kronen der Bäume, die herbstlich bunt und in allen Farben des Spektrums leuchteten. Viele Blätter lagen schon auf dem Boden. Sie bildeten dort einen dichten Teppich, der aufgewirbelt wurde, als wir

hindurchschritten.

Der Himmel war bedeckt. Wenn ich hochschaute, sah ich gewaltige Wolkenberge, die weißgrau schimmerten. In den Zwischenräumen leuchtete ein fahles Blau.

»Sollen wir?« fragte Suko.

Ich nickte, und wir betraten den Friedhof.

Ich konnte schon wieder gut laufen und humpelte auch nicht mehr. Nur wenn ich längere Strecken ging, merkte ich die Wunde.

Dann brannte sie, und das Stechen erreichte sogar mein Knie.

Nadine hatte zahlreiche Kollegen gehabt. Einige Leute aus dem Filmgeschäft nehmen an der Beerdigung teil. Sie kamen mit einem Bus. Ich sah ihn, als ich einen Blick über die Schulter warf. Ich fand es gut, daß sie sich von ihrer Arbeit gelöst hatten.

Der Friedhof war alt und sehr gepflegt. Vom Platz vor der Leichenhalle aus konnte ich einen Blick auf ihn werfen. Gräberfelder unter hohen Bäumen. Grauweiße Grabsteine, manche als Kreuz, andere als Figuren oder Skulpturen, die allesamt anzeigten, wie fromm die Menschen hier waren.

Noch hatten wir eine Viertelstunde Zeit, bevor die Trauerfeier begann. Wir blieben vor der großen Eingangstür aus Holz stehen. Ein Kreuz war darauf abgebildet. Zur Tür führte eine Treppe hoch. Drei Stufen zählte ich.

Ich griff in die Tasche, holte eine Zigarettenpackung hervor und entnahm ihr ein Stäbchen. Die Flamme meines Feuerzeugs wurde zweimal ausgeblasen, dann brannte der Glimmstengel.

Ich trug einen dunklen Anzug und hatte mir den Mantel übergehängt. Der Wind spielte mit dem Stoff. Suko hatte sich ebenfalls dunkle Kleidung besorgt. Der Chinese hatte Nadine Berger von allen am besten gekannt. Bill Conolly hatte zwar auch mitkommen wollen, doch eine Grippe war ihm dazwischengekommen, und so blieb er zu Hause.

Still stehenbleiben konnte ich nicht und ging ein paar Schritte und wieder zurück.

Die Kollegen vom Film betraten gemeinsam den Friedhof. Ihre Gesichter waren ebenso blaß wie die von Suko und mir. Eine ältere Frau fiel mir auf, die schon sehr oft zu mir hinübergeschaut hatte und immer dann wegblickte, wenn ich sie ansah. Auch Suko war sie aufgefallen. Er fragte mich: »Kennst du sie?«

»Nein.«

Ich hatte das Wort kaum ausgesprochen, als sich die Frau ein Herz faßte und auf uns zuschritt. Sie trug einen schwarzen Mantel, dunkle Strümpfe und Schuhe und auf dem Kopf einen Hut, der vorn an der Krempe einen Schleier besaß. Er reichte bis über die Augen. Ich schätzte die Frau auf über fünfzig Jahre. Obwohl sie den Schleier trug, sah ich, daß ihre Augen vom langen Weinen gerötet waren. In die

blasse Gesichtshaut hatten sich scharfe Falten gegraben.
»Mr. Sinclair?« fragte sie leise.
»Ja, Madam, das bin ich.«
»Mein Name ist Emily Berger. Ich bin Nadines Tante. Vielleicht werden Sie wissen, daß Nadine…«
Ich nickte. »Natürlich, Mrs. Berger. Nadine hat sich hier immer sehr wohl gefühlt.«
»Ja, das hat sie.« Die Frau schluckte. »Und sie hat mich auch nie vergessen. Immer schrieb sie und rief an. Sie war auch hier, als mein Mann vor zwei Jahren starb. Seitdem bin ich Witwe. Selbst hatten wir keine Kinder, Nadine war praktisch unser Kind, wenn sie hier war. Und nun bleibt sie für immer hier«, fügte die Frau leise hinzu, wobei mir ihre Worte einen Schauer über den Rücken trieben.
Ich lenkte vom Thema ab und stellte Suko vor.
Mrs. Berger lächelte verkrampft. »Nadine hat mir viel von Ihnen erzählt. Was Sie alles getan haben, um sie… na ja, Mr. Sinclair, Sie wissen es ja selbst.«
Und ob ich es wußte. Nur zu gut erinnerte ich mich an die herrlichen Stunden, die Nadine und ich in einem kleinen Hotel verbracht hatten. Wir hatten uns damals versprochen, dies irgendwann einmal zu wiederholen. Es gab kein zweites Mal.
Das Schicksal hatte zugeschlagen!
»Wie lange wollen Sie in Avoca bleiben?« fragte die ältere Frau.
»Nicht sehr lange, Mrs. Berger. Man erwartet uns wieder in London. Sie wissen ja selbst, welch einen Job wir haben.«
»Ja, das hat Nadine erzählt. Zuletzt noch von der Teufelsuhr, die auf ihrer Verlobungsfeier verrückt gespielt hat. Ich habe sie immer gewarnt, sich zu binden. Vor ihrer Verlobung sprach sie noch mit mir und war unglücklich. Sie hatte diesen Menschen nicht geliebt, das wurde ihr plötzlich klar, und sie fragte mich um Rat.«
»Was haben Sie ihr gesagt, Madam?«
»Ich? Abgeraten, Mr. Sinclair. Nun ja, es ist nicht zur Verlobung gekommen, wenn die Umstände auch nicht eben glücklich waren.«
Da hatte sie recht. Ich erinnerte mich noch sehr deutlich an den Fall, der nicht einmal ein Jahr zurücklag.[2]
»Sie wird ihr Grab hier auf dem Friedhof finden, so wie sie es sich gewünscht hat. Hoffentlich hat sie ihre Ruhe.« Sie nickte uns zu.
»Wir sehen uns dann später.«
»Moment noch«, hielt ich Emily Berger auf. »Was hat das zu bedeuten, was Sie da von der Ruhe gesagt haben?«
»Ich?«
»Sie haben gehofft, daß sie ihre Ruhe hat«, stand Suko mir bei.
»Vergessen Sie es.«
Suko und ich tauschten einen Blick. Sollte etwa ein Geheimnis diesen

Friedhof umgeben, oder war der Satz nur dahingesagt? Wir wußten es nicht, und es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Vielleicht sahen wir auch Gespenster.

Inzwischen hatten sich auch die Leute vom Filmteam versammelt.

Ich kannte keine der Personen. Die Frauen trugen Blumensträuße.

Die meisten Kollegen hatten schwarze Kleidung angezogen. Mrs. Berger begrüßte ein älteres Ehepaar, das soeben den Friedhof betreten hatte.

Dann wurde die Tür zur Leichenhalle geöffnet. Ein weißhaariger Mann erschien. Er trug einen schwarzen Kittel, der seidig glänzte.

Seine Gesichtsfarbe zeigte einen gelblichen Ton, als hätte er auch schon Zeit in einem Grab verbracht.

»Zur Beerdigung Nadine Berger bitte kommen«, sagte er.

Da Suko und ich ziemlich nahe der Treppe standen, waren wir die ersten, die die Leichenhalle betraten. Sie war ziemlich klein, nicht zu vergleichen mit denen auf Londoner Friedhöfen, wo Beerdigungen eine Art Massenabfertigung waren.

Mit Schaudern dachte ich dabei an den Fall der Medusa, der mich auf einen großen Londoner Friedhof geführt hatte. Dort hätte man mich und die Horror-Oma Sarah Goldwyn fast in der Verbrennungskammer verbrannt.

Wie auf Londoner Friedhöfen roch es hier nach Trauer, Tod, Vergänglichkeit und Vergessen. Der Boden war mit dunkelroten Fliesen belegt. Die Türen braun gestrichen. Der Gang führte zur Kapelle, deren Tür geschlossen war.

Dafür standen die beiden Hälften der Tür auf, wo es zur Leichenhalle ging. Wir warteten dicht an der Schwelle und ließen Mrs. Berger den Vortritt. Es hatten sich noch mehrere Menschen aus dem Ort zu ihr gesellt und sie in die Mitte genommen.

Emily Berger weinte, als sie die Halle betrat. Auch mir hing der Kloß schon zwischen Kehle und Magen.

Etwas zögernd schritt ich hinter den Ansässigen her, Suko ging einen halben Schritt hinter mir.

Auf einem Podest stand der Sarg.

Unwillkürlich verhielt ich meinen Schritt, als ich die dunkelbraune letzte Ruhestätte sah. Ein Meer von Kränzen umgab ihn. Im Hintergrund saß ein junger Mann an einer Orgel und spielte Trauermusik, als wir eintraten.

Zwei Kerzen säumten den Sarg. Die Dochte brannten. Ein letztes Licht auf dem dunklen Weg in den Tod.

Die Sitzbänke bestanden aus braunem Eichenholz. Wir gingen in die zweite hinein. Niemand sprach ein Wort. Die Schritte der Trauergäste waren gedämpft. Hin und wieder hörten wir ein leises Schluchzen. Emily Berger hatte bereits Platz genommen und weinte.

Das Taschentuch preßte sie dabei vor ihr Gesicht.
Wir nahmen Platz.
Nadines Kollegen und Kolleginnen besetzten die Reihen hinter uns. Auch von dort hörte ich das Schluchzen.
Suko und ich saßen mit steinernen Gesichtern in der Bank. Ich hatte meine Hände gefaltet und konnte den Blick nicht von dem Sarg wenden.
Er verschwamm…
Abermals überfielen mich die Erinnerungen. Ich sah Nadine vor mir. Lachend, lebenslustig, von einer Karriere träumend. Dann sah ich sie in Gefahr. Auf der Spitze eines Turms, in den Klauen von Dr. Tod, der sie umbringen wollte. Damals hatte ich ihr beistehen können. Wie auch bei dem Fall mit dem unheimlichen Mönch, der während der Dreharbeiten eines Films erschienen war.
Nie mehr würde ich ihr Lachen hören, ihre Stimme, ihr Gesicht sehen, in die herrlichen Augen schauen…
Das Orgelspiel verstummte, damit brachen auch meine Gedanken ab. Jemand schloß die Eingangstür, dafür wurde eine andere geöffnet. Sie befand sich an der Seite und war wesentlich schmaler.
Ein Pfarrer erschien. Er trug ein schwarzes Meßbuch und hatte seine Hände darum gelegt. Mit gemessenen Schritten ging er auf das kleine Pult zu, vor dem er stehenblieb und das Meßbuch auf die Schräge legte. Dann schaute er uns an.
»Ich weiß, daß es für alle unfaßbar ist, aber Jesus Christus, unser Herr und Gott, geht manchmal Wege, die für einen Menschen unverständlich sind. Er hat ein blühendes Leben aus unserer Mitte gerissen und läßt uns in einem unbegreiflichen Schmerz und grenzenloser Trauer zurück…«
Der Pfarrer redete weiter, und er machte es gut. Er wußte ja nicht, woran Nadine Berger wirklich gestorben war. Ihm war gesagt worden, durch einen Unfall.
Die Zeit verging.
Ich konnte meinen Blick nicht von dem Sarg lösen, während draußen die Blätter von den Bäumen fielen, gegen die Fenster geweht wurden und es so aussah, als wollten die sterbenden Bäume der Toten einen letzten Gruß zusenden.
Als der Pfarrer seine Predigt beendet hatte, mußten wir uns erheben und gemeinsam für die Tote beten.
Es war ein Dialog zwischen Pfarrer und den Trauergästen, und der Geistliche holte nach dem Gebet einen silbernen Weihwassersprenger hervor. Er verließ seinen Platz, trat vor den Sarg und hob den rechten Arm, um die letzte Ruhestätte der Nadine Berger zu segnen.
»So segne ich dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes«, sagte er, wobei er das Kreuzzeichen mit dem

Weihwassersprenger über dem Sarg schlug.

Wir sahen die glitzernden Perlen des Wassers, wie sie in einer langen Tropfenreihe auf das dunkle Holz fielen und dort nasse Flecken hinterließen.

Und jeder von uns hörte das Geräusch.

Es war ein drohendes Knurren.

Und es kam direkt aus dem Sarg!

***

Plötzlich schien die Szene zu erstarren. Der Pfarrer hatte die rechte Hand noch halb erhoben. Sie blieb auch in der Stellung, als er sich umdrehte und uns anschaute.

Angst und Unglauben las ich in seinen Augen.

Mrs. Berger war aufgesprungen. Sie stand in einer verkrampften Haltung vor der Bank, hatte die Hände zu Fäusten geschlossen und flüsterte die Worte, die ich sehr deutlich verstand.

»Der Fluch. Er ist zurückgekehrt…«

»Nein«, sagte der Pfarrer. »Nein…« Er schüttelte den Kopf und wischte sich über die Stirn.

Suko stieß mich an. »John, ich glaube, da stimmt so einiges nicht«, sagte er leise.

Ich nickte.

Hinter uns war es ruhig geworden. Die ehemaligen Kollegen der Toten saßen starr auf ihren Plätzen. Niemand wußte so recht, was er unternehmen sollte.

Suko bewegte sich. Er brachte seine Lippen dicht an mein Ohr, so daß nur ich die Worte verstehen könnte. »Wir müssen nachsehen, John. Um Himmels willen, da geschieht etwas.«

Alle zuckten wir zusammen, als wir das Heulen vernahmen, das dumpf aus dem Sarg klang. Es schien tief in meine Seele zu schneiden, und ich bekam Angst.

»Mein Gott, was ist das?« Eine Frau hatte hinter uns die Frage gestellt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Wir wollten der Sache auf den Grund gehen.

Noch vor Suko stand ich auf und drängte mich ein paar Schritte nach links, um das Ende der Bankreihe zu erreichen. Mrs. Berger hatte den Kopf gedreht und schaute uns aus großen, tränenverschleierten Augen an.

Der Pfarrer hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Als er uns neben sich bemerkte, bewegte er die Lippen.

»Was haben Sie vor?«

Ich blieb stehen. Ebenso leise gab ich die Antwort. »Wir müssen den Sarg öffnen.«

Der Geistliche wurde noch blasser. Seine Augen weiteten sich.

»Nein, das können Sie nicht machen.«
»Dann geben Sie mir eine Erklärung für das seltsame Geräusch, Herr Pfarrer.«
»Vielleicht ist es überhaupt nicht aus dem Sarg gedrungen«, schwächte der Pfarrer ab.
»Mit dieser Antwort belügen Sie sich selbst.«
Wir konnten nicht mehr lange untätig herumstehen, denn die Trauergäste wurden unruhig. Sehr deutlich vernahmen wir das Tuscheln und Flüstern.
»Sie müssen sich entscheiden, Pfarrer!« drängte auch Suko.
Der Geistliche nickte. »Gut, wie Sie meinen, meine Herren. Wir lassen den Sarg öffnen, aber nicht jetzt. Wenn die Trauerfeier beendet ist, ziehen wir uns zurück. Ist das eine Lösung, Mister?«
»Ja.« Ich nickte Suko zu. Er drehte sich um, und wir gingen wieder an unsere Plätze, verfolgt von zahlreichen Blicken. Bestimmt wollten die Leute wissen, was wir mit dem Pfarrer beredet hatten, doch ich sah keine Veranlassung, dies breitzutreten.
Wir nahmen wieder Platz. Mrs. Berger drehte sich eine Bankreihe vor uns um. Sie schaute mich an, und ich las Verstehen in ihren Augen. Die Frau wußte mehr, das lag auf der Hand. Vor der Leichenhalle hatte sie ebenfalls eine Bemerkung gemacht, und als das erste Knurren ertönte, hatte sie von einem Fluch gesprochen.
Längst war ich mir sicher, daß hier wieder ein Fall auf uns wartete. Ich hätte wirklich gern nachgeschaut, doch ich sah auch ein, daß wir auf die übrigen Trauergäste Rücksicht nehmen mußten. Meine Blicke konnte ich ebenfalls nicht von dem dunklen Sarg lösen. Welches Geheimnis verbarg er? Lag darin wirklich eine Tote – oder irgendein anderes Lebewesen?
Das war die große Frage, die ich hoffentlich bald beantwortet bekam.
Mit nicht mehr ganz so sicherer Stimme redete der Geistliche weiter. Er führte noch einen kurzen Lebenslauf der Verstorbenen auf, sprach von den Geheimnissen des Schicksals und von den Wegen des Herrn, die oft sehr verschlungen sind.
Eine Mini-Andacht schloß sich an die Predigt an. Mir kam es vor, als wäre der Pfarrer nicht so recht bei der Sache. Immer wieder schweifte sein Blick ab. Er schaute den Sarg an, wobei ich Skepsis in seinen Augen sah.
Schließlich beendete der Geistliche die Trauerfeier. Er machte es sehr geschickt, als er hinzufügte: »Die Versammelten möchte ich doch bitten, in etwa einer Viertelstunde sich am Hinterausgang der kleinen Kapelle zu versammeln. Wir werden von dort aus gemeinsam zum Grab gehen und die Tote auf ihrem letzten Weg begleiten.«
Wir standen auf.
Sofort begann das Flüstern. Die Trauergäste hatten natürlich nicht

vergessen, was geschehen war. Sie redeten darüber, ereiferten sich und manche wollten gar nicht mehr mit. Sie hatten Angst.

Irgendwie konnte ich sie sogar verstehen.

Wir waren die letzten in der Leichenhalle. Die meisten Trauergäste hatten sie bereits verlassen, als Mrs. Berger noch einmal auf uns zukam.

»Sie haben es gehört?«

Wir nickten.

»Und was hat es mit dem Fluch auf sich?« erkundigte sich Suko. »Sie haben schließlich davon gesprochen.«

»Ja, das ist schlimm. Ich kann nicht mehr sagen. Nicht jetzt, der Pfarrer würde es nicht zulassen, aber es gibt den Fluch. Verlassen Sie sich darauf. Der Herrgott möge Sie beschützen.« Sie sprach die Worte und verschwand hastig.

»Hat Sie Ihnen auch von dem Fluch erzählt?« fragte der Pfarrer, der plötzlich neben uns stand.

»Ja.«

Der Geistliche lächelte. »Hören Sie nicht darauf. Das ist Unsinn, ein alter Aberglaube.«

»Möglich.«

Scharf schaute mich der Geistliche an. »Oder glauben Sie etwa daran, daß sich die Wölfe der Toten bemächtigen und ihren Platz einnehmen?«

»Das würde zumindest das Heulen und Knurren erklären, das aus dem Sarg gedrungen ist«, hielt ich entgegen.

»Unsinn.« Die Stimme des Pfarrers klang ärgerlich. Scharf wandte er sich ab und ging davon.

Suko runzelte die Stirn. »Da liegt einiges im argen«, sagte er.

»Und wie.«

»Ich frage mich nur, warum der Pfarrer so schroff reagiert hat, John. Wahrscheinlich weiß er etwas und will es nicht wahrhaben«, gab der Chinese sich selbst die Antwort.

»So ist es.« Ein Mann mischte sich in unser Gespräch. Wir drehten uns um und sahen dem Mann entgegen, der vorhin an der Orgel gesessen hatte. Erst jetzt sah ich ihn näher. Er trug ebenfalls dunkle Kleidung, hatte ein schmales, dennoch fleischiges Gesicht und traurig blickende Augen. Die Nase stach zwischen den Wangen hervor wie ein übergroßer Tropfen.

Wir schauten ihn fragend an. Er sagte seinen Namen. Der Orgelspieler hieß Vincent Ulgar. Auch wir stellten uns vor, ließen die Berufsbezeichnung allerdings weg.

Vertraulich beugte Ulgar sich vor. »Der Pfarrer glaubt nicht daran«, sagte er in einem verschwörerischen Ton, »aber ich.«

»Woran?«

»An die Wölfe, Mr. Sinclair. Sie sind nicht von dieser Welt. Das sind Geisterwölfe, die sich der Toten bemächtigen. Sie nehmen sogar den Toten die Körper weg. Glauben Sie mir, ich weiß es.«

»Und wie soll das geschehen?« fragte Suko.

Ulgar schaute sich vorsichtig um. Er wollte sichergehen, daß ihn auch niemand beobachtete. »Die Geister der Wölfe schweben über diesem Dorf. Und wenn ihre Zeit reif ist, dann bemächtigen sie sich der Toten. Es gibt einen Austausch.«

»Und das glauben Sie?«

Ernst und lange sah mich der Organist an. »Ja, Mr. Sinclair, das glaube ich. Sie haben doch vorhin selbst gehört, welch ein Laut aus dem Sarg gedrungen ist.«

»Das hätte auch eine Täuschung sein können.«

»Nein, es war keine. Wirklich nicht. Verlassen Sie sich darauf. Ich bin mir da sicher.«

»Allerdings braucht man da einen Beweis.«

Ulgar ging einen Schritt zurück. »Um Himmels willen, Mr. Sinclair. Da rate ich ab. Die Wölfe sind gefährlich. Machen Sie sich nicht unglücklich. Nein, nur keinen Beweis. Wirklich nicht. Sie müssen mir so glauben.«

»Das fällt uns zumindest schwer«, erwiderte Suko.

»Fragen Sie nach dem verfluchten Kloster. Das will der Pfarrer auch nicht wahrhaben, aber ich war des nachts da und habe gesehen wie die Nonnen…«

»Vincent Ulgar!«

Der Organist zuckte zusammen, als er die Stimme des Pfarrers vernahm. »Ja, ja, ich komme«, antwortete er hastig, zog den Kopf zwischen die Schultern und verschwand.

»Ein seltsamer Kauz«, meinte Suko. »Ob er die Wahrheit spricht?«

Ich schaute auf den Sarg und hob die Schultern. »Keine Ahnung, Suko. Wir sollten trotzdem nachsehen.«

»Ja.«

Recht war mir das nicht. Ich hatte mir vorgenommen, Nadine Berger nicht noch einmal zu sehen, denn ich wollte sie so in Erinnerung behalten, wie sie gewesen war. Jetzt schien es so, als ginge kein Weg daran vorbei.

Suko merkte, was mit mir los war. »Es fällt dir schwer, nicht wahr?«

»Ja.«

»Willst du hinausgehen?«

»Auf keinen Fall. Sollte sich herausstellen, daß wirklich etwas an der Sache ist, möchte ich mich auf keinen Fall drücken. Das ist verständlich.«

»Klar.«

Die beiden Männer, die vorhin die Kränze gefahren hatten, betraten

die Halle und schritten auf den Sarg zu. Sie wurden vom Pfarrer begleitet.

Der Geistliche sprach uns an. »Sind Sie immer noch der Meinung, daß der Sarg geöffnet werden muß?«

»Ja.«

»Aber ich sehe keine Veranlassung. Wir…«

Ich hatte mich entschlossen, mit offenen Karten zu spielen, zog den Geistlichen zur Seite und präsentierte ihm meinen Ausweis. Er schaute das Dokument an, und seine Augen wurden groß. »Sie sind von der Polizei, Mr. Sinclair?«

»Ja und mein Kollege auch.«

»Dann haben Sie etwas gewußt und sind…«

»Nein, nein, ich habe nichts gewußt. Nadine Berger war eine sehr gute Bekannte von mir. Ich wollte aus privaten Gründen mit zu ihrem Begräbnis und meinem Kollegen ergeht es ebenso. Ein dienstlicher Auftrag liegt nicht vor. Es könnte allerdings einer daraus werden, wenn sich unser Verdacht bestätigen sollte.«

Der Pfarrer krauste die Stirn. »Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll, Gentlemen, aber wenn Sie darauf bestehen, müssen wir den Sarg öffnen.«

»Ich bitte darum.«

Der Geistliche gab den beiden Männern einen Wink. Sie hatten in respektvoller Distanz gewartet und wohl kaum mitbekommen, daß wir Yard-Beamte waren.

Die Männer traten rechts und links an den Sarg. Ihren kleinen Wagen ließen sie stehen.

Ich warf einen Blick über ihre Köpfe und sah den Organisten an der schmalen Tür, die zur Kapelle führte. Er hatte sie spaltbreit geöffnet und schielte in die Trauerhalle.

Die beiden Helfer lösten die Verschlüsse. Sie arbeiteten geschickt.

Man sah ihnen an, daß sie so etwas nicht zum erstenmal machten.

Niemand von uns sprach. Die Spannung hatte sich wie ein unsichtbares Band über uns gelegt.

Welch ein Anblick würde sich unseren Augen bieten? Lag Nadine Berger tatsächlich im Sarg oder war sie verschwunden?

Die Verschlüsse waren offen.

In gebückter Haltung warfen die Männer dem Pfarrer einen fragenden Blick zu.

Der Geistliche nickte.

Gemeinsam packten die Helfer den Deckel an. Sie hoben ihn nicht langsam weg, sondern wuchteten ihn hoch.

Wir hatten einen freien Blick.

Im Sarg lag nicht Nadine Berger, sondern ein Wolf!

***

Der Pfarrer fing sich als erster. »Mein Gott«, sagte er und schlug hastig ein Kreuzzeichen.

Die Helfer waren blaß geworden. Sie gingen zwei Schritte zurück.

Ihnen, die viel mit Toten zu tun gehabt hatten, zitterten die Knie.

Auch ich hätte am liebsten die Augen geschlossen, doch ich wollte Klarheit haben. Viel hatte ich in meiner Laufbahn gesehen, auch Schrecklicheres, aber was sich nun meinen Blicken bot, das ging mir unter die Haut.

Vielleicht deshalb, weil ich so persönlich betroffen war. Der Wolf lag auf dem Rücken, und er funkelte mich an. Die Augen zeigten eine grünliche Farbe, den gleichen Farbton, den auch die von Nadine Berger gehabt hatte.

Es war schlimm…

Ich mußte sehr hart schlucken, um mein Entsetzen zu überwinden. Dieser Anblick traf mich wie ein Keulenhieb. Das dichte Fell des Tieres schimmerte dunkelbraun, und ich war mir nicht einmal sicher, hier einen Werwolf vor mir zu haben. Das Tier sah mir völlig normal aus.

Wenn nur die Augen nicht gewesen wären…

»Schließen sie den Sarg!« ordnete ich an, und meine Stimme klang heiser.

Die beiden Männer gehorchten.

Als sie den Deckel nahmen, zitterten ihre Hände. Der Pfarrer, Suko und ich hatten uns abgewandt. Während der Deckel sich wieder auf das Unterteil niedersenkte, umklammerten die Hände des Geistlichen ein Holzkreuz. Die Lippen des Mannes bewegten sich im stummen Gebet. Für ihn mußte eine Welt zusammengebrochen sein.

Auch Suko und ich hatten uns abgewendet, fuhren jedoch herum, als wir einen Schrei hörten. Einer der beiden Helfer hatte ihn ausgestoßen. Wir sahen den Grund.

Der Deckel lag noch nicht ganz auf dem Unterteil. Er würde auch nicht fest schließen können, denn über den Rand hatte sich eine bleiche Totenhand geschoben, an deren Finger lange, Nägel wuchsen.

Die Hand einer Frau…

Eine Hand, die ich kannte, die Nadine Berger gehörte und keinem Wolf.

Ich riß den Männern buchstäblich den Sargdeckel aus der Hand und schaute in das Unterteil.

Dort lag Nadine Berger und kein Wolf…

Sie trug ein langes Totenhemd. Schneeweiß und bis zum Hals geschlossen. Trotzdem sah ich noch etwas von der schrecklichen Wunde, die ihr das Monster beigebracht hatte. Das Haar lag auf dem Kopfkissen. Ausgebreitet wie ein rotes Vlies. Die Augen waren nicht geschlossen. Sie wirkten wie kalte, grüne Murmeln, kein Leben befand sich mehr in ihnen.

Ich hörte mein eigenes Herz klopfen. Wie schwere Trommelschläge hallte es in meinem Kopf wider. Nun sah ich die Tote und keinen Wolf. Hatten wir uns getäuscht?

Der Pfarrer sprach das aus, woran ich auch ein wenig dachte.

»Eine Halluzination. Wir sind einer Einbildung erlegen. Es gibt keinen Wolf. Wir haben uns getäuscht, wirklich. Weil wir fest daran geglaubt hatten, nahmen wir auch an, daß es ein Wolf sein müßte, der in dem Sarg lag. Jetzt sehen wir es ja. Es ist eine normale Tote.«

Er atmete tief aus, als wäre er beruhigt.

Suko und ich waren es keineswegs. Ich brauchte meinen Freund nur anzuschauen, um zu erkennen, daß er das gleiche dachte wie ich. Nein, der Anblick des Wolfes war keine Halluzination gewesen, sondern echt. Ich war davon überzeugt, es hier mit einem schwarzmagischen Phänomen zu tun zu haben.

»Schließen Sie doch endlich den Sarg!« fuhr der Pfarrer mich unmutig an.

Ich tat es. Noch einen letzten Blick warf ich auf Nadine Berger. Ihr Anblick ging mir durch und durch. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als würde sie die Hände ausstrecken und mich umarmen.

Ich legte den Deckel passend auf das Unterteil. Die beiden Männer verschlossen ihn wieder.

Als ich mich aufrichtete, war ich naßgeschwitzt. Die letzten Minuten hatten mich wirklich stark mitgenommen. Ich konnte das Grauen noch immer nicht fassen.

»Können wir den Sarg jetzt wegschaffen?« fragte einer der Männer. Er schaute den Pfarrer dabei an.

Der nickte. »Ja, bringen Sie ihn dorthin, wo der Weg beginnt. Wir werden eine normale Beerdigung durchführen.« Als wollte er sich selbst bestätigen, sagte er: »Es gibt keine Wölfe. Es gibt einfach keine. Wir haben uns getäuscht!«

Ich enthielt mich einer Antwort, war jedoch sicher, es besser zu wissen.

Auf seinen Gummirädern rollte der kleine Wagen lautlos davon.

Ich schaute dem Sarg so lange hinterher, bis er nicht mehr zu sehen war.

Niemand sprach ein Wort. Bis der Pfarrer schließlich nickte.

»Wollen Sie dann mitkommen?«

»Natürlich«, sagte ich.

Die übrigen Trauergäste waren bereits versammelt. Sie standen vor der Kapelle. Blaß die Gesichter. Daß das Thema noch nicht erledigt war, entnahm ich ihren Worten. Sie sprachen flüsternd über die Trauerfeier und die seltsamen Geräusche aus dem Sarg. Wir wurden zwar mit fragenden Blicken bedacht, es wagte allerdings niemand, uns anzusprechen. Zu groß war die Unsicherheit.

An der Kapelle formierte sich der Trauerzug. Emily Berger und das Ehepaar aus dem Ort schritten direkt hinter dem Sarg her. Suko und ich bildeten die zweite Reihe. Hinter uns gingen die ehemaligen Kolleginnen und Kollegen.

Ich mag keine Beerdigungen und auch keine Trauerzüge. Es war ein stiller Marsch über den herbstlichen Friedhof, denn auch die Natur ließ etwas von der Traurigkeit ahnen, die über den Gräberfeldern lag. Von allen Bäumen fielen die Blätter. Man konnte das Gefühl haben, große, bunte Schneeflocken würden in der Luft liegen.

Auch auf den Wegen hatte sich das Laub gesammelt. Es wurde von unseren Füßen aufgewirbelt, wenn wir hindurchgingen. Zuerst schritten wir über den älteren Teil des Friedhofes, wo manche Gräber so groß waren wie kleine Grundstücke. Die Grabsteine waren entsprechend prächtig. Hier hatten es sich die Leute noch etwas kosten lassen, ihre Toten zu begraben. Und sie behielten sie auch in einem ehrenden Andenken. Da war kein Grab ungepflegt, wie man es oft auf Großstadtfriedhöfen erlebt. Auf zahlreichen Gräbern brannten sogar kleine Lampen. Durch buntes Glas wurden die Kerzenflammen vom Wind geschützt.

Den Kies auf den Wegen sah ich kaum. Es wurde zumeist vom bunten Laub bedeckt.

Dann verließen wir den Hauptweg, und gingen dorthin, wo das neue Gräberfeld lag. Hier sah es anders aus. Zwar wuchsen noch Bäume, aber längst nicht so alte und hohe wie auf dem älteren Teil des Friedhofs. Diese hier waren frisch angepflanzt worden und würden erst in einigen Jahren ihre gewaltigen Kronen ausstrecken und ein natürliches Dach über die letzten Ruhestätten der Toten bilden.

In der Ferne sahen wir die sanften Hügelrücken. Sie schimmerten dunkelgrün.

Ich horchte, ob sich die makabren Laute aus dem Sarg nicht wiederholten. Es tat sich nichts, alles blieb ruhig, nur unsere Schritte und das leise Weinen der Trauergäste waren zu hören.

Der Pfarrer schritt vor dem Sarg. Er bog nach links in einen schmalen Weg ein, an dessen Ende wir einen frisch aufgeworfenen Lehmhügel entdeckten.

Unser Ziel!

Wir benötigten zwei Minuten, um es zu erreichen. Dann verteilten wir uns um das Grab, ließen jedoch eine Gasse, um den Pfarrer hindurchzulassen, während die beiden Helfer den kleinen Wagen mit dem Sarg auf der Ladefläche heranschoben.

Noch einmal sprach der Geistliche, und auch ein ehemaliger Kollege ließ es sich nicht nehmen, Nadine Berger einen letzten Gruß mit auf den Weg zu geben.

Ich war sehr froh darüber, daß die Leute vom Film nicht

mitbekommen hatten, was sich in dem Sarg abspielte.
Noch einmal wurde mir bewußt, daß ich Nadine nie mehr so sehen würde, wie ich sie kannte. Ob ich wollte oder nicht, meine Augen wurden feucht. Vom Magen her stieg der Kloß in die Kehle und dann noch weiter.
Es war schlimm für mich…
Dann wurde der Sarg in das offene Grab gelassen. Die Männer benötigten zwei Seile. Wir schauten zu, wie er langsam in der Erde verschwand.
Ich wischte mir über die Augen.
Noch einmal trat der Pfarrer an den Rand des Grabes, nahm seinen Weihwassersprenger, und glitzernde Tropfen fielen auf das Holz. Der Geistliche sprach ein letztes kurzes Gebet. Es wurde von keinem Jaulen oder Knurren unterbrochen.
Dann war die Reihe an uns, dicht an das Grab heranzutreten und Blumen sowie Erde auf den Sarg zu werfen.
Emily Berger machte den Anfang. Sie schluchzte, als ein gelber Rosenstrauß auf den Sarg fiel. Ich war zur Seite gegangen, um den Spaten zu holen, der im Lehmhügel steckte. Suko stützte die Tante der Toten.
Etwa eine halbe Minute standen die beiden dort. Emily Berger weinte und flüsterte Worte, die ich nicht verstand. Dann war ich an der Reihe, häufte Lehm auf den Spaten und ließ ihn vom blanken Blatt in die Tiefe rutschen.
Es polterte dumpf, als der Lehm auf den Sargdeckel fiel. Eigentlich hatte ich etwas sagen wollen, letzte Abschiedsworte, aber ich brachte keinen Ton über die Lippen. Stumm stand ich da, und der Sarg verschwamm vor meinen Augen.
Wind wühlte meine Haare auf. Die Seitenteile des Mantels flatterten hoch. Ich sprach ein leises Gebet.
Letzte Abschiedsworte für Nadine Berger.
Dann wandte ich mich beinahe abrupt ab, um Suko Platz zu machen. Auch er warf Lehm auf den Sarg und blieb für eine Weile stumm stehen, während ich mir die Nase putzte.
In diesen Augenblicken hatte ich das Bild aus der Trauerhalle vergessen. Mein Blick glitt über die Köpfe der meisten Trauergäste hinweg und verlor sich in der Weite des irischen Hügellandes. Hinter dem Friedhof stieg das Gelände sanft an. Eine prächtige grüne Weide, auf der Schafe das saftige Gras rupften und sich den Winterspeck anfraßen.
Schritte knirschten, und Suko blieb neben mir stehen. Er sagte nichts, sondern nickte nur.
Es dauerte seine Zeit, bis alle Trauergäste der Toten die letzte Ehre erwiesen hatten. Der Priester blieb auch bei uns. Sein Blick hakte sich

in meinem Gesicht fest, doch ich zuckte mit keinem Muskel.

Irgendwann gingen wir. Ich hörte, daß Emily Berger in einem Gasthaus eine Kaffeetafel hatte decken lassen. Alle Trauergäste sollten sich dort versammeln.

Suko und ich wollten ebenfalls mitgehen. Allerdings keinen Leichenschmaus halten, aber vielleicht konnten wir etwas über das Geheimnis erfahren, das es in diesem Ort und der näheren Umgebung geben mußte.

Wir ließen alle vorgehen, so daß Suko und ich den Schluß bildeten. Auch der Geistliche war schon weg. Als wir uns etwa fünfzig Yards von dem Grab entfernt hatten und uns bereits auf dem Weg befanden, der zum alten Teil des Friedhofs führte, blieb ich noch einmal stehen und drehte mich um.

Mein Blick schweifte über das Gräberfeld. Leer und verlassen lag es dort. Am Himmel segelten dicke Wolken.

Sie sahen aus wie riesige, graue Wattebälle und bildeten die triste Staffage für einen Tag voller Trauer und Schmerz.

Und noch etwas sah ich.

Einen Schatten!

»Suko!« zischte ich und deutete nach vorn.

Er sah den Schatten so eben noch. Er huschte aus dem offenen Grab, in dem eigentlich Nadine Berger hätte liegen müssen.

Ein Wolf!

Ein paar Schritte lief das Tier, blieb stehen, wandte den Kopf und schaute zu uns hinüber.

Dann jagte es mit langen Sprüngen weg, bis dicht wachsende Büsche es unseren Blicken entzogen.

Sofort rannten wir zurück. Gemeinsam erreichten wir das Grab, blieben stehen und schauten in die Tiefe.

Der Sarg befand sich noch dort. Allerdings zertrümmert, als hätten Urkräfte in ihm gewühlt und ihn auseinandergerissen.

Jetzt hatten wir den richtigen Beweis. In dem kleinen Ort Avoca ging etwas Schreckliches vor…

***

Die Gaststube war urgemütlich, allerdings auch überheizt. Für die Hitze sorgte ein Kanonenofen, der in einer Ecke stand und dessen Platte glühend rot strahlte. Die Kaffeetafel war im Hinterzimmer gedeckt worden. Die Trauergäste hatten schon Platz genommen. Wir trafen als letzte ein, und zwei Kellnerinnen nahmen die Bestellungen auf. Wir schälten uns aus den Mänteln und suchten einen freien Platz.

Bis auf zwei Tische waren alle besetzt. Wir nahmen den dicht am Fenster.

Unaufgefordert stellte uns eine der Kellnerin zwei Gläser mit Schnaps

hin. Eine gelblich trübe Flüssigkeit, die irgendwie seltsam roch. Suko schüttelte den Kopf und schob das Glas zu mir rüber.

Dann bestellte er zwei Tassen Kaffee. Von dem auf dem Tisch stehenden Kuchen nahmen wir nichts.

Ich trank den ersten Schnaps. Er brannte in der Kehle wie Höllenfeuer. Das war wahrscheinlich ein selbst angesetzter, und den konnte man spüren. Im Magen breitete er sich schnell aus und verströmte gleichzeitig eine Wärme, die glühende Wangen brachte.

Den zweiten Schnaps ließ ich erst einmal stehen und schenkte dafür Kaffee ein. Er war heiß, tat gut und vereinte sich im Magen mit dem Schnaps.

Wir saßen nahe der Tür. Im Hintergrund des Raumes lagen blaugraue Rauchschwaden in der Luft. Die ehemaligen Kollegen der Toten unterhielten sich über Nadine.

Uns gegenüber nahe der Wand saß Emily Berger zusammen mit dem älteren Ehepaar. Worüber die drei redeten, konnten wir nicht verstehen. Sicherlich ging es ebenfalls um die Verstorbene. Mit Emily Berger hätte ich gern gesprochen, sie wußte sicherlich mehr über den Fluch, der die Menschen im Dorf bedrückte.

Der Pfarrer kam.

Als er die Tür öffnete, verstummten die Gespräche für einen Moment. Der Geistliche hob grüßend die rechte Hand, schaute sich um und steuerte unseren Tisch an, wo er sich niederließ, nachdem ich auf den freien Stuhl gezeigt hatte.

Ich sah, wie er auf den Schnaps schaute und bedeutete ihm, das Glas zu leeren.

»Trinken Sie denn nicht, Mr. Sinclair?«

»Danke, ich habe schon. Mein Kollege trinkt keinen Alkohol.«

»Oh, das ist ja fast eine Sünde, denn diesen Schnaps bekommen Sie nirgendwo zu kaufen. Er ist selbstgebrannt. Haben Sie nicht den Honig durchgeschmeckt?«

»Natürlich.«

»Das ist das Besondere daran.«

»Auf die Gesundheit«, lächelte Suko.

»Danke.« Der Geistliche leerte das Glas in einem Zug und verdrehte verzückt die Augen.

Ich gönnte es ihm.

Dann lehnte er sich zurück. Eine Kellnerin brachte den Kaffee und lächelte den Pfarrer an. »Danke, mein Kind«, sagte dieser.

Hier auf dem Dorf hatte man noch Respekt vor dem Pfarrer, was die Kellnerin bewies, in dem sie knickste und rot im Gesicht wurde.

Ich zündete mir eine Zigarette an, als der Pfarrer ein Etui mit Zigarren hervorholte. »Wissen Sie«, sagte er und riß ein Streichholz an. »Die Sache ist ja so. Was nicht sein darf, das kann auch nicht sein.«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich.
Aus dem linken Mundwinkel strömten zwei dicke, graublaue Wolken. »Wenn jemand tot ist, dann ist er tot, dann kann er sich nicht in einen Wolf oder ein Schaf verwandeln. Seine Seele wird dem Körper entnommen und in die Sphären des Himmels reisen, um vor dem Allmächtigen Rechenschaft abzulegen. Ich habe über die Sache in der Trauerhalle nachgedacht und bin fester denn je davon überzeugt, daß wir es mit einer Halluzination zu tun hatten.«
Da er von Suko und mir keine Zustimmung bekam, fragte er: »Sie nicht, Gentlemen?«
»Nein, nicht ganz.«
»Aber dann erklären Sie mir mal, wie es möglich sein soll, daß aus einem Toten ein Wolf wird. Da gibt es keine logische Definition. Sie müssen da schon spekulieren, und so etwas ist nie gut, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.«
»Das stimmt. Nur – was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, Herr Pfarrer.«
»Das ist keine Erklärung.«
»Vielleicht hilft Ihnen der Begriff schwarze Magie weiter.«
»Was?« Vor Überraschung nahm der Geistliche sogar die Zigarre aus dem Mund. »Schwarze Magie?«
»Ja.«
»Unsinn, Mr. Sinclair. Gerade von Ihnen als Polizeibeamten hätte ich eine andere Erklärung vermutet. Magie, Zauberei, das ist doch Kinderkram.«
»In der Regel«, sagte Suko. »Nur haben wir leider immer die Ausnahmen kennengelernt.«
»Nein, nein, so können Sie mir nicht kommen.«
»Und die Sache mit dem Kloster?« fragte ich zwischen.
»Ach, davon wissen Sie auch schon?«
»Man hat es uns angedeutet.«
»Sicher dieser Vincent Ulgar. Ein seltsamer Heiliger, dieser Kerl, wirklich. Setzt nur Ammenmärchen in die Welt.«
»An denen unter Umständen etwas dran ist«, hielt ich gegen.
Der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Nein, nein, glauben Sie so etwas nicht.« Er unterbrach sich, weil sein Kaffee kam und er einschenken mußte.
Ich teilte nicht die Meinung des Pfarrers. Allerdings hatten wir auch mehr gesehen als er. Der zerstörte Sarg war ebensowenig eine Halluzination gewesen wie der Anblick des fliehenden Wolfes. Nur zögerte ich, dem Geistlichen davon zu berichten. Er hätte mir sicherlich nicht geglaubt.
Zwei Schlucke hatte er genommen und griff nach einem Stück Kuchen, als ich fragte: »Wie ist das denn nun mit dem Kloster? Welche

Bedeutung hat es?«

Der Pfarrer winkte ab und kaute gleichzeitig. Dazu schüttelte er noch den Kopf. »Nur dummes Gerede, mehr nicht. Glauben Sie mir, die Leute erzählen viel.«

»Was erzählen sie?«

»Daß es in dem alten Kloster nicht mit rechten Dingen zugehen soll.«

»Und?«

»Es ist alles normal.«

»Davon haben Sie sich überzeugt?«

»Natürlich, Mr. Sinclair. Ich bin zwei- bis dreimal im Monat bei den Nonnen.«

»Dann ist das Kloster noch besetzt?«

Da lachte der Pfarrer. »Natürlich, was haben Sie denn gedacht?«

»Und wie kommt man darauf, solche Gruselgeschichten darüber zu erzählen?« wollte Suko wissen.

»Eine alte irische Sage.«

»Erzählen Sie ruhig«, forderte ich den Pfarrer auf. »Wir hören solche Geschichten gern.«

»Der Legende nach soll das Kloster auf einem verfluchten Platz gebaut worden sein. Und zwar auf einem Platz, wo sich der Götterwolf Fenris mit seinen weiblichen Artgenossen paarte. Da Fenris aber magische Kräfte nachgesagt worden sind, entstanden nach der Paarung Wölfe, die ewiges Leben besaßen, daß jedoch immer wieder erneuert werden mußte, so paradox sich das anhört. Die Wölfe waren dazu verflucht, sich die Seelen der Toten zu nehmen, um weiterleben zu können. Das ist alles, was die Geschichte hergibt.«

»Und als was lebten sie weiter?« fragte ich.

»Als Wölfe.«

»Werwölfe?«

»Nein, normale Wölfe, wie es sie in den dichten Wäldern der Berge früher gab.«

»Und heute nicht mehr?«

»Nein, die sind ausgerottet.«

»Wieso haben wir dann einen Wolf im Sarg gesehen?«

Jetzt blitzte es in den Augen des Pfarrers ärgerlich auf. »Hatten wir uns nicht darauf geeinigt, einer Halluzination zum Opfer gefallen zu sein?«

»Nein, Herr Pfarrer. Sie vielleicht, wir nicht.«

»Sie glauben also an die Wölfe.«

»Ja, und wir werden nicht eher abreisen, als daß wir das Rätsel gelöst haben.«

»Das schaffen Sie nie.«

»Und aus welchem Grunde nicht?«

»Weil es keine Wölfe und keine schwarze Magie gibt. Diese ganze

Geschichte ist Legende. Meinetwegen auch erfunden. Sie sind da auf dem falschen Dampfer, Herr Oberinspektor. Tut mir leid, daß ich Ihnen das in dieser Stunde der Trauer so deutlich sagen muß. Wirklich, ich hätte Sie beide für vernünftiger gehalten. Sie kommen doch aus der Großstadt und glauben tatsächlich noch an diese Ammenmärchen?«

»Wir haben Erfahrungen«, sagte Suko.

»Mit Wölfen?« Die Frage klang spöttisch.

»Sogar mit Werwölfen«, bestätigte Suko.

Der Pfarrer schnaubte. »Jetzt wollen Sie mich auf den Arm nehmen, wie?«

»Ganz und gar nicht«, antwortete ich. »Mit diesen Dingen scherzen wir nämlich nicht, die sind viel zu ernst.«

Unser Gegenüber öffnete den Mund.

Es sah so aus, als wollte er eine Antwort geben, dann jedoch schüttelte er den Kopf, quälte sich ein Lächeln ab und sagte: »Es tut mir leid, aber ich muß auch mit den direkt Betroffenen sprechen.«

»Selbstverständlich, Herr Pfarrer«, sagte ich.

Der Geistliche stand auf. Er wechselte den Tisch. Jetzt nahm er bei Emily Berger und dem älteren Ehepaar Platz.

»Den haben wir verärgert«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern. »Möglich. Mich wundert es wirklich, daß er sich weigert, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Eine Halluzination war es bestimmt nicht.«

»Da gebe ich dir recht.«

Es befand sich noch Kaffee in der weißen Kanne. Ich schenkte den Rest ein. Suko schaute dabei auf den braunen Strahl, der aus der Öffnung in die Tasse floß. »Und was machen wir? Schauen wir uns das Kloster an?«

»Worauf du dich verlassen kannst«, erwiderte ich.

»Auf die Nonnen bin ich wirklich gespannt«, sagte der Chinese.

»Wenn sie wirklich etwas mit Schwarzer Magie zu tun haben, dann dürfte sich auch kein einziges Symbol der christlichen Lehre innerhalb der Klostermauern befinden. Da der Pfarrer jedoch des öfteren dem Kloster einen Besuch abstattet, wird es sicherlich völlig normal sein, wie ich glaube.«

Suko wiegte den Kopf. »Wäre es nicht möglich, daß der Pfarrer mit den Wölfen unter einer Decke steckt?«

»Mal den Teufel nicht an die Wand.«

»Ausschließen können wir es auch nicht.«

»Nein, ich möchte es nur nicht hoffen.«

»Da hast du recht.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war inzwischen Nachmittag geworden. Keine zwei Stunden mehr, und die Dämmerung fiel über das Land.

»Wir werden den Orgelspieler fragen, wo sich das Kloster befindet«, schlug ich vor. »Den Weg wird er sicherlich kennen.«

Suko war einverstanden. Wir wollten uns schon erheben, weil die Kollegen und Kolleginnen der toten Nadine ebenfalls zum Aufbruch rüsteten, als es geschah. Niemand hatte damit gerechnet, und niemand ahnte Böses, aber hinter uns, wo sich das kleine Fenster befand, zersplitterte plötzlich die Scheibe.

Unwillkürlich duckten wir uns und zuckten trotzdem noch herum. Suko und ich sahen den grauen Schatten, der die Scheibe zertrümmert hatte, deren Splitter gegen unsere Rücken prasselten.

Der Schatten wischte zwischen uns her, über den Tisch hinweg und schleuderte mit dem Schwanz das Geschirr von der Platte, das klirrend am Boden zerbrach.

Suko und ich sprangen hoch.

Das Wesen, das durchs Fenster gesprungen war und jetzt mitten im Raum stand, war ein ausgewachsener Wolf!

***

Rose Kiddlar war neun Jahre alt, hatte rotes Haar und zwei lustige Zöpfe wie die von der großartigen Astrid Lindgren erfundene Figur Pippi Langstrumpf. Und Rose ähnelte Pippi nicht nur im äußeren Erscheinungsbild, sie war auch immer zu Streichen aufgelegt. An diesem Nachmittag war sie von ihrer Mutter weggeschickt worden, um Milch zu holen. Die Familie Kiddlar gehörte zu den wenigen Ausnahmen im Ort, die keine eigene Landwirtschaft betrieben, sondern von der Whiskybrennerei lebten. Deshalb holten sie ihre Milch immer beim Bauern.

Rose Kiddlar trug eine der Milchkannen, wie sie früher einmal benutzt worden waren und jetzt schon auf manchen Flohmärkten verkauft wurden. Die Kanne hatte zwar mal einen Deckel besessen, doch der war irgendwann im Laufe der Zeit verschwunden. Auch beim Milchholen, und natürlich war Rose daran schuld.

Der Bauer, bei dem sie die Milch holen mußte, besaß einen großen Hof außerhalb des Ortes, inmitten sanft gewellter, saftiger Kuhweiden und Felder. Ein schmaler Weg, von Traktorspuren gezeichnet, durchschnitt die Felder. Die Spuren liefen rechts und links, und sogar das Profil der Reifen war gut zu erkennen. Zwischen den beiden Profilen wuchs Gras. Grüne Büschel, die im Herbst auch langsam braun wurden.

Rose hatte es nicht eilig. Sie tänzelte mehr, als daß sie ging und schwenkte die leere Milchkanne, wie andere Leute ihre Taschen.

Dabei sang sie ein altes irisches Volkslied. Als sie die Kühe auf der Weide passierte, blieb sie stehen und streckte den blöd dreinglotzenden Rindviechern die Zunge heraus.

Dann lief sie lachend weiter. Der Weg beschrieb eine Linkskurve.

Als sich das Mädchen in deren Scheitelpunkt befand, konnte es bereits das Wohnhaus mit dem roten Dach sehen. Die beiden übrigen Gebäude, Stall und Scheune, standen im rechten Winkel dazu, so daß alle drei Bauten ein großes U bildeten.

Der Bauer hatte fünf Kinder, und alle arbeiteten mit. Die beiden Mädchen befanden sich auf dem Hof, sie fütterten die Hühner.

Roses Augen glänzten plötzlich. Dann begann sie zu rennen. Sie jagte auf den Hof, so daß die Hühner einen panischen Schrecken bekamen und wild hochstoben.

Die beiden Mädchen schimpften, nur Rose lachte. Ihr war mal wieder ein kleiner Streich gelungen.

»Was willst du?« fragte Sharon sie. Sharon war die älteste und schon vierzehn. Ihre Sommersprossen waren kaum zu zählen. Sie besaß noch mehr als Rose.

»Milch holen.«

»Man sollte dir Essig geben, du kleine Hexe.«

»Na, na, na, Sharon.« In der offenen Haustür stand die Bäuerin.

Wenn man sie sah, wußte man, woher das rote Haar stammte. Die Mutter hatte es ihr vererbt.

»Sie hat uns die Hühner verjagt«, beschwerte sich Sharon.

»Die kommen wieder.«

Rose streckte den beiden Mädchen die Zunge heraus, aber so, daß die Bäuerin es nicht bemerkte. Dann durfte sie ins Haus gehen und bekam die frische Milch. Bezahlen brauchte sie nicht. Am Ende des Monats wurde immer abgerechnet.

Als Zugabe bekam Rose noch ein Stück Schokolade, das sie rasch in ihrem Mund verschwinden ließ. »Und grüße mir deine Eltern«, sagte die Bäuerin noch.

»Mach ich.«

Die Hühner hatten sich wieder eingefunden. Diesmal wurden sie nicht verscheucht.

»Das gibt Rache«, rief die kleinere der Schwestern noch. »Komm du in die Schule.«

»Fang mich. Fang mich doch!« rief Rose und rannte, obwohl sie die Milchkanne trug. Ein paar Spritzer klatschten gegen ihre Beine, damit hatte Rose jedoch nichts am Hut.

Sie nahm den gleichen Weg, den sie schon zuvor gegangen war.

Nur gab sie jetzt etwas acht, damit sie die Milch nicht auskippte.

Zweimal war ihr das bisher passiert, und jedesmal hatte es Stubenarrest gegeben. Da waren ihre Eltern unerbittlich.

Im Haus sitzen wollte sie nicht, denn gerade im Herbst konnte man so wunderbar Geist spielen. Wenn die Nebel auf den abgeernteten Feldern lagen und die Herbstfeuer glühten, dann war es die richtige

Zeit, um sich vor dem Winter auszutoben.
Auch jetzt war die Sonne bereits verschwunden. Es war kühler geworden. Die Feuchtigkeit breitete sich sehr schnell aus. Blitzschnell bildete sich über den Feldern ein feiner weißer Schleier, der sich sehr rasch zu einem grauen Nebelstreifen verdichtete und immer größer wurde.
Rose Kiddlar hatte es nicht eilig. Oft schielte sie auf die Kanne, die sie in der rechten Hand trug. Dabei überlegte sie, ob sie es wirklich wagen sollte. Es gab da ein herrliches Spiel. Man konnte die Kanne waagerecht halten und mußte sich dabei nur drehen, dann floß kein Tropfen Milch heraus. Allerdings mußte das sehr schnell gehen. Mit Wasser hatte Rose es schon probiert, das klappte, also mußte es auch mit Milch zu machen sein.
Sie ging so weit, daß sie vom Haus des Bauern nicht mehr gesehen werden konnte, blieb dann mitten auf dem Weg stehen, nahm den hölzernen Griff fest in die Hand und begann sich zu drehen.
Erst langsam, dann immer schneller, der rechte Arm wurde hochgeschleudert, mit ihm die Kanne, und sie lag plötzlich waagerecht.
Kein Tropfen Milch ging verloren, das Mädchen hatte es geschafft.
Rose freute sich so sehr, daß sie laut auflachte.
Jäh endete das Lachen!
Vor Schreck ließ das Mädchen die Kanne los, die noch weitergeschleudert wurde und nahe dem Wegrand in den Graben fiel, wobei die Milch herausfloß.
Rose Kiddlar hatte etwas entdeckt.
Vor ihr stand ein grauer Wolf!
Plötzlich zitterte die Kleine vor Angst. Sie starrte den Wolf an, der ihren Blick erwiderte. Allerdings besaß er keine gelben Raubtieraugen, sondern Pupillen, die in einem kalten, gnadenlosen Rot leuchteten. Wie ein Denkmal stand der graue Jäger dort und ließ das Kind keine Sekunde aus den Augen.
Rosa zitterte. Langsam ging sie zurück. Schritt für Schritt bewegte sie sich nach hinten, denn vorn war der Weg versperrt. Vielleicht konnte sie noch zum Bauernhaus laufen und dort Schutz finden, so dachte sie instinktiv richtig.
Bis sie das Knurren in ihrem Rücken hörte.
Sie stoppte und drehte sich auf der Stelle.
Ein zweiter Wolf starrte sie an. Er stand sogar noch näher als der erste und hatte ebenso rote Augen wie sein Artgenosse. Nur war sein Fell braun und nicht grau.
Rose bekam es mit der Angst zu tun. Sie fing an zu weinen, denn die Angst vor diesen Tieren steigerte sich von Sekunde zu Sekunde.
Das waren keine Hunde, nein, sondern gefräßige Raubtiere, wie sie

hier gelebt hatten. Rose wußte das sehr genau. Sie hatte oft zugehört, wenn sich die Erwachsenen über die Wölfe unterhielten. Daher wußte sie, daß die Tiere die Wälder unsicher gemacht hatten.

Und jetzt waren sie da.

Was sollte sie tun?

Rose Kiddlar war mit Hunden groß geworden. Von klein auf hatte man sie an die Tiere gewöhnt, das machte sich nun bemerkbar.

Obwohl sie Angst hatte, schritt sie doch mutig auf das vor ihr lauernde Tier zu. Sie ging sehr langsam und versuchte, mit dem Wolf zu sprechen.

»Nicht«, sagte sie. »Du darfst mir nichts tun. Wir sind doch Freunde, Wolf, ich tu dir auch nichts.«

Es schien, als würde das Tier die Worte verstehen, denn es stellte die Ohren aufrecht, um zu horchen.

Das Mädchen schluckte. Jetzt befand es sich nur noch drei Schritte von dem grauen Wolf entfernt.

Da öffnete er den Rachen.

Rose Kiddlar schien zu Stein zu werden. Groß wurden ihre Augen. Zum erstenmal sah sie die Zähne des grauen Räubers, die lang und spitz waren, und dabei gelblich schimmerten.

»Nein!« flüsterte das Mädchen. »Bitte nicht.«

Da ging der Wolf vor. Geschmeidig bewegte er sich und überbrückte sehr schnell die Distanz zu dem Kind.

Die Neunjährige wagte nicht, sich zu rühren. Der Wolf war fast so groß wie sie, und er hatte seinen Rachen nicht geschlossen. Die Schnauze fuhr an der Hüfte und der Schulter des Mädchens entlang, wobei Rose fest damit rechnete, gebissen zu werden.

Eine Zunge glitt aus dem Maul. Weich und feucht drängte sie sich gegen den Arm der Neunjährigen. Sie glitt sogar bis unter die Achselhöhle, und erst bei dieser Berührung zuckte Rose zusammen.

Sie ging nicht mehr weiter. Kaum wagte sie zu atmen, aber innerlich schrie sie nach ihren Eltern, obwohl kein Laut aus ihrem Mund drang.

Der Wolf biß nicht zu, aber sie hörte eine Stimme. Eine menschliche Stimme, und sie drang aus dem Rachen des Tieres.

Ein Wolf der sprach.

»Laufe nach Hause, Kind! Lauf weg und sage den anderen, daß sich der Fluch erfüllt. Avoca und die Bewohner dieser Stadt sind dem Tode geweiht. Geh und sag ihnen das!«

Der Wolf zuckte mit seiner Schnauze zurück, als er die Worte gesprochen hatte. Rose war wieder frei.

Für wenige Sekunden stand sie bewegungslos. Sie spürte den Schauder auf ihrem Rücken und schielte nach rechts, wo sich der Wolf langsam in Bewegung setzte, zu seinem Artgenossen ging und neben ihm stehenblieb. Dann machten beide kehrt und jagten mit gewaltigen

Sprüngen erst über den Graben an der Straße und danach auf das Feld, wo der grauweiße Dunstschleier sie verschluckte und ihren Anblick den Augen des Mädchens entzog.

Der Spuk war gekommen, der Spuk war verschwunden. Nur Rose Kiddlar stand wie verloren auf dem schmalen Feldweg. Wie hatte der Wolf noch geflüstert?

Lauf weg und sage den anderen Bescheid.

Diese Worte wirkten bei der neunjährigen Rose Kiddlar wie ein verspätetes Alarmsignal.

Als hätte jemand einen Startschuß gegeben, so rannte sie los. Die Angst peitschte sie regelrecht voran…

***

Der Wolf stand dicht an der Tür und fletschte die Zähne. Und das waren Hauer, Teufel noch mal.

Richtige Reißer, gelblich schimmernd, gefährlich anzusehen. Aber noch mehr faszinierten mich die Augen. Es waren nicht die normalen Augen eines Wolfes, diese hier glänzten in einem kalten, gefährlichen Rot und zeigten eine Erbarmungslosigkeit, die mich frösteln ließ.

Leicht geduckt stand er da. Das Maul aufgerissen, aus dem Geifer tropfte.

Die anderen Gäste hatte ebenfalls nichts mehr auf ihren Plätzen gehalten. Nur wagte sich jetzt niemand vor. Die Frauen und Männer standen dicht an den Wänden und preßten sich mit dem Rücken dagegen.

Auf keinen Fall sollte es der Bestie gelingen, die Leute anzugreifen, denn dazwischen standen noch Suko und ich.

Ich riskierte es und warf einen schnellen Blick auf den Pfarrer. Der war leichenblaß geworden, ebenso blaß wie Emily Berger und das ältere Ehepaar.

Ich hörte nur, wie der Mann sagte: »Der Fluch. Er wird sich erfüllen, die Zeit ist da!«

Normalerweise hätte ich die Beretta gezogen, um mich bei einem Angriff wirksam verteidigen zu können. Das jedoch ging nicht.

Zwar hatten wir unsere Waffen mitgenommen, doch die befanden sich im Wagen. Auf der Beerdigung wollte ich nicht mit der Pistole herumlaufen. So etwas rächte sich jetzt.

Was tun?

Mein Kreuz. Vielleicht konnte ich es damit schaffen. Aber ich wagte nicht, meine Hand zu heben, der Wolf hätte die Bewegung mißverstehen können.

»Geh langsam vor«, sagte Suko zischend.

Ich stand direkt vor dem Wolf, Suko im rechten Winkel zu ihm. In seinem Rücken befand sich das zerstörte Fenster.

»Und dann?«

»Mal sehen, John.«

Suko hatte recht. Ich konnte hier nicht lange warten, sondern mußte selbst etwas unternehmen.

Das tat ich auch.

Ich bewegte mich, setzte erst das rechte Bein vor, dann das linke.

Langsam näherte ich mich dem Wolf und war darauf bedacht, keine hastige Bewegung zu machen.

Er konzentrierte sich auf mich. Die roten Augen funkelten mich an. Wenn er springen sollte, dann wollte ich meinen rechten Arm hochreißen und versuchen, ihn abzuwehren. Gleichzeitig mußte ich auch irgendwie an mein Kreuz gelangen, denn daß dieser Wolf schwarzmagisch beeinflußt war, lag auf der Hand, ansonsten hätte er nicht die roten Augen besessen.

Würde er es wagen?

Er sprang!

So schnell, daß ich es kaum mitbekommen hatte. Als der vielstimmige Aufschrei gellte, befand er sich bereits in der Luft. Ich bekam wirklich noch soeben meinen Arm hoch, um die Kehle zu schützen, als er schon gegen mich prallte.

Der Ansturm warf mich um.

Ich knallte nicht zu Boden, sondern fiel rücklings über einen Tisch, von dem ich das Geschirr und den Kuchen abräumte. Mit dem linken Bein stieß ich gegen den Tischrand und spürte sofort wieder die schrecklichen Schmerzen, die von der Wunde her aufflammten.

In das Schreien der Gäste mischte sich das gefährliche Knurren des Wolfes, das mich schon an ein Fauchen erinnerte. Die Tür wurde aufgerissen. Gäste, der Wirt und die Kellnerin stürmten in den Raum. Das allerdings sah ich nicht, sondern Suko, der die Leute anschrie und wieder zurückschickte, bevor er eingriff.

Dies war auch wirklich nötig, denn der verfluchte Wolf hatte mich überrumpelt. Wenn ich nicht achtgab, würde er mir die Kehle zerbeißen. Noch konnte ich ihn zurückdrücken, aber seine aus dem Rachen hängende Zunge war bereits in mein Gesicht geklatscht.

Ich stieß mein rechtes Bein hoch und wühlte das Knie in den Leib der Bestie. Einen Erfolg erzielte ich damit nicht, das Tier schien gegen normale Angriffe unempfindlich zu sein.

Dann war Suko da.

Und er packte es richtig an.

Der Chinese hieb beide Hände in das Nackenfell des Wolfes.

Dann riß er ihn hoch und schleuderte ihn herum. So wuchtig, daß der Wolf auf die Erde fiel und sich dort einmal überschlug, bevor er wieder auf die Beine kam.

Jetzt war Suko sein Feind.

Während ich mich aus der unbequemen Lage hochrappelte, sprang der Wolf meinen Freund an.

Er wollte es wie bei mir machen, aber Suko war gewarnt. Er hatte die Stellung eines Karatekämpfers eingenommen, und aus dieser Haltung heraus explodierte er förmlich.

Die rechte und die linke Handkante säbelten gleichzeitig nach unten. Auch Sukos Hände waren Waffen, und diesmal kamen sie von beiden Seiten.

Der Chinese traf den grauen Räuber mitten im Sprung. Es waren ungemein harte Treffer. Sie mußten das Nervenzentrum des Tieres lahmgelegt haben, denn der Wolf krachte zu Boden, zuckte noch einmal und blieb wie tot liegen.

Suko bückte sich und fühlte nach. Nickend kam er wieder hoch.

»Er lebt noch«, sagte er.

Auch ich stand wieder auf den Beinen. Mein linkes Bein schmerzte. Mit dieser verdammten Kugelwunde würde ich wohl noch ein paar Tage länger meinen Ärger haben.

Ich setzte mich halb auf den Tisch, damit das Bein ruhen und der Schmerz abklingen konnte. Dann nickte ich den Gästen zu. »Gehen Sie!« forderte ich sie auf. »Schnell!«

Nichts, was sie lieber getan hätten. Die Trauergäste packten ihre Mäntel und Jacken. Hastig warfen sie sich die Kleidungsstücke über.

Dann schlichen sie an dem bewußtlosen Tier vorbei oder drückten sich eng an der Wand entlang.

Auch Mrs. Berger ging. Sie war ebenso blaß wie die anderen. Ich hatte das Gefühl, als wollte sie mir etwas sagen, ohne sich jedoch zu trauen, deshalb winkte ich ab und sagte: »Wir kommen später zu Ihnen.«

Da nickte sie und ging.

Ich hörte die lauten Stimmen aus dem Gastraum. Die Menschen riefen und schrien durcheinander.

»Zum Bus!« kreischte eine Frau. »Ich bin nicht lebensmüde. Ich will hier weg!«

Das konnte ich gut begreifen. Auch der Pfarrer wollte den Raum verlassen, ich bat ihn zu bleiben.

»Bitte, Hochwürden, nicht jetzt!«

Er schluckte. »Was… was soll ich hier.«

»Wir brauchen Sie als Zeuge.«

»Wofür?«

»Das werden Sie sehen«, erwiderte ich und holte mein geweihtes Kruzifix hervor.

Die Augen des Geistlichen wurden groß. »Sie tragen ein Kreuz bei sich?«

»Ja.«

»Darf ich es mal sehen.«

Ich zeigte es ihm. Der Pfarrer setzte sich seine Brille auf. »Mein Gott, die Zeichen, das allsehende Auge auch. Und dann die vier Buchstaben an den Ecken. Was bedeuten sie?«

»Michael, Raffael, Gabriel und Uriel. Vier Erzengel«, erklärte ich. »Und jetzt sehen Sie sich die Buchstaben an.«

»Das sind die Anfangsbuchstaben«, flüsterte der Pfarrer.

»Genau«, sagte ich. »Denn die vier Erzengel haben das Kreuz geweiht. Ich trage es in ihrem Namen.«

»Großer Gott, das gibt es doch nicht.«

Ich lächelte schmal. »Und wie es das gibt, Hochwürden.«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf und schaute mich nicht mehr an, sondern den Wolf. »Was haben Sie vor, Oberinspektor?«

»Ich möchte mit diesem Tier ein Experiment machen.«

»Wollen Sie es töten?«

»Das kann sein. Es kommt darauf an, wie er reagiert.«

»Worauf?«

»Auf das Kreuz«, erwiderte ich.

Der Pfarrer lächelte, doch es wollte ihm nicht so ganz gelingen.

Schon im Ansatz zerfaserte es. Er schaute mir zu, wie ich mich neben dem Wolf niederließ. Mein linkes Bein durfte ich dabei nicht zu sehr belasten.

Das Kreuz hatte ich in die rechte Hand genommen. Der Wolf lag auf der Seite. Die Augen hielt er halb geschlossen, die Schnauze stand offen. Dabei sah ich die Zähne. Sie standen denen eines Werwolfs in nichts nach.

Sollte das Tier unter dämonischem Einfluß stehen, dann würde es sich jetzt zeigen.

Meine rechte Hand näherte sich dem toten Wolf. Das Kreuz blitzte auf, als es von einem Lichtstrahl getroffen wurde. Dann hatte es Kontakt.

Sofort geschah es.

Es begann mit einem Knistern. Licht zuckte auf, das sich gedankenschnell ausbreitete und einen Ring um den Körper des Wolfes legte. Das Tier bäumte sich trotz seiner Ohnmacht auf, und ich sah plötzlich über seinem Gesicht das einer Frau schimmern.

Geisterhaft bleich sah es aus. Mit großen Augen und einem feinen Lächeln.

Dann war das Gesicht verschwunden…

Der Wolf lag ruhig da. Er löste sich nicht auf. Als ich mit den Fingern durch sein Fell strich, fühlte es sich seltsam spröde an, und auch die Augen kamen mir zu starr vor.

Suko sprach das aus, was ich dachte. »Das Tier ist tot, John. Dein Kreuz muß es getötet haben.«

»Ja. Aber er löst sich nicht auf!«

Mein Freund hob die Schultern. »Das verstehe, wer will, John. Ich nicht.«

Ich erhob mich und steckte das Kreuz weg. Als ich den Kopf nach rechts drehte, sah ich den Pfarrer. Der Mann wankte zu einem Stuhl und ließ sich schwer darauffallen.

»Nun?« fragte ich ihn. »Sie haben es hoffentlich gesehen, Hochwürden.«

»Ja, das habe ich.« Er nickte und drückte vier Fingerspitzen von zwei Seiten gegen die Stirn. »Ich habe sogar sehr deutlich gesehen. Es war ein Gesicht, und ich kannte es.«

»Wer ist es?« fragte ich.

»Wir nannten sie Mutter Barbara. Die vorletzte Äbtissin des Klosters. Sie und der Wolf müssen dann…« Der Pfarrer redete nicht mehr weiter, sondern hob den Blick und schaute mich an. »Meine Güte, das ist doch unmöglich. Die Äbtissin war eine sehr fromme Frau. Das hier ist Teufelswerk. Ich kann es nicht fassen, Oberinspektor. Wirklich nicht. Das geht in meinen Kopf nicht rein.«

Was sollte ich darauf antworten? Auch Suko wußte keinen Rat.

Das sah ich ihm an. Er war ebenfalls ein wenig hilflos und um eine Erklärung verlegen.

»Was sagen Sie denn dazu?« Der Geistliche gab nicht auf. Er wollte von mir eine Antwort.

»Nichts, Herr Pfarrer.«

»Sie enttäuschen mich.«

»Wieso? Was verlangen Sie, Hochwürden? Ich kenne die näheren Umstände des Falls nicht, aber ich werde sie kennenlernen. Darauf gebe ich Ihnen Brief und Siegel. Sie haben mir vorhin abgeraten, dem Kloster einen Besuch abzustatten. Denken Sie jetzt auch so, Herr Pfarrer?«

»Wohl kaum.«

»Dann werden mein Kollege und ich uns das Kloster einmal ansehen. Wie heißt die Äbtissin, die es leitet?«

»Mutter Clarissa.«

»Mit ihr werden wir reden.«

»Aber sie ist völlig normal, Mr. Sinclair. Auch die anderen Nonnen. Da werden Sie kein Glück haben…«

»Das haben Sie von der anderen Äbtissin auch behauptet«, hielt ich entgegen.

»Die ist lange schon tot.«

»Vielleicht liegt da die Lösung des Rätsels«, mischte sich Suko in den Dialog.

»Wieso?«

»Wo ist sie denn begraben worden?« wollte der Chinese wissen.

»Auf dem Kloster-Friedhof.«
»Der, wie ich annehme, sich nahe beim Kloster befindet.«
»Ja, er liegt auf dem Klostergelände.«
»Von dem die Legende erzählt, daß es dort nicht mit rechten Dingen zugegangen ist«, sagte ich.
Der Pfarrer hob die Arme und ließ sie wieder fallen, wobei seine Handgelenke auf die Oberschenkel klatschten. »Ja, aber das sagt nur die Legende.«
Ich deutete auf den toten Wolf. »Ist er hier auch nur Legende, Hochwürden?«
»Nein.«
»Sehen Sie. Ich wäre von selbst nie darauf gekommen, wenn Sie mir nicht von dem Wolf Fenris erzählt hätten. Seine Magie wird dort noch nachwirken, dessen bin ich mir sicher.«
»Und die Sache auf dem Friedhof«, bemerkte Suko.
Der Geistliche schaute den Chinesen an. »Was ist denn da schon wieder passiert? Oder meinen Sie die Leichenhalle?«
»Nein, nein.« Suko berichtete, was wir erlebt hatten, als wir nach der Trauergemeinde den Friedhof verlassen wollten.
Der Pfarrer wurde noch blasser. »Das… das ist ja schrecklich«, murmelte er.
»Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen, Hochwürden. Ich frage mich nur, wie es kommt, daß auch meine Bekannte Nadine Berger in diesen teuflischen Kreislauf geraten ist. Darauf möchte ich gern eine Antwort haben.«
»Von mir?«
Ich lächelte dem Pfarrer zu. »Wenn Sie dazu in der Lage sind, dann gern.«
»Kaum.«
»Überlegen Sie. Hat Nadine Berger irgendeine Verbindung zu dem Kloster gehabt?«
»Nein, wirklich nicht.«
Ich glaubte dem Pfarrer. Er spielte uns hier keine Komödie vor, sondern war ebenso geschockt wie wir.
»Dann werden wir wohl weiter nach einer Lösung suchen müssen«, sagte ich und erhob mich von meinem Stuhl. Ein paarmal drückte ich das linke Bein durch. Die Wunde zog zwar noch, sie schmerzte zum Glück nicht mehr, so daß ich laufen konnte.
»Wollen Sie wirklich zum Kloster?« fragte uns der Pfarrer.
»Natürlich.«
»Dann werde ich mitgehen.«
»Lassen Sie mal. Wenn Sie uns den Weg erklären, haben Sie uns schon viel geholfen.«
»Wenn Sie meinen.« Der Pfarrer wollte noch etwas hinzufügen, als

die Tür aufgestoßen wurde. Zwei Männer drängten in den Raum. Es waren die beiden, die auf dem Friedhof auch den Leichenkarren gezogen hatten. Ihre Gesichter waren blaß, die Augen aufgerissen. Man sah ihnen an, daß sie Angst hatten.

Uns übersahen sie und wandten sich direkt an den Geistlichen.

»Hochwürden!« riefen sie wie aus einem Mund. »Auf dem Friedhof, das frische Grab, wo die Frau, die Leiche, gelegen hat. Das Grab, nein, der Sarg ist zerstört.«

Beide wunderten sich, daß der Pfarrer nickte. »Ich weiß«, erwiderte er. »Ich weiß es, leider.« Er senkte den Kopf und schüttelte ihn gleichzeitig. »Man hat es mir bereits gesagt, Leute. Es ist nichts Neues mehr. Ihr könnt wieder gehen.«

Die Männer warfen einen scheuen Blick auf den toten Wolf. Hinter ihnen drängten sich die Leute aus der Gastwirtschaft. Jeder wollte etwas sehen. Dann sah ich die Uniformen von zwei Polizisten. Die Männer betraten das Hinterzimmer, grüßten und erkundigten sich, was geschehen sei.

Ich wies mich aus, und auch Suko hielt seinen Ausweis hoch. Die Augen der Beamten wurden groß. Obwohl wir in Irland nichts zu melden hatten, besaß Scotland Yard natürlich auch hier einen ausgezeichneten Ruf, und die Beamten erkundigten sich, ob sie etwas für uns tun könnten.

»Ja, Gentlemen. Schaffen Sie den toten Wolf weg. Haben Sie hier einen Abdecker?«

»Nein, aber wir können den Kadaver auch so verbrennen.«

»Dann tun Sie es bitte.«

Das ließen sich die Polizisten nicht zweimal sagen. Gemeinsam schafften sie das tote Tier hinaus. Sie schleiften es dabei über den Boden.

Der Pfarrer hatte noch eine Frage. »Glauben Sie, daß noch mehr Wölfe herumlaufen?«

»Das ist gut möglich«, erwiderte ich. »Vielleicht sollten die Menschen in den Häusern bleiben.«

Der Geistliche nickte. »Ja, ich glaube auch, daß wäre besser. Wirklich.« Er räusperte sich. »Sehen wir uns noch, bevor Sie zum Kloster gehen?«

»Vielleicht. Aber erklären Sie uns sicherheitshalber den Weg.«

Das tat der Geistliche. Nach seiner Beschreibung war das Kloster leicht zu finden.

Unser Optimismus wurde allerdings ein wenig gedämpft, als wir nach draußen kamen.

Es herrschte Nebel.

Und wie.

Hellgrau, wie das Licht der Dämmerung lagen die Schlieren und

Schleier über dem Land. Sie krochen und quirlten durch die schmalen Straßen und Gassen, tasteten sich wie mit langen Geisterfingern an den Hauswänden hoch und versuchten, Spukgestalten gleich, in alle offenen Fenster und Löcher zu dringen.

Wir hatten den Bentley nicht vor der Gaststätte abgestellt, sondern dahinter. Dort befand sich ein Platz, wo auch leere Kisten und die großen Mülltonnen standen.

Der Bus war inzwischen verschwunden. Wo er geparkt hatte, war das Unkraut plattgedrückt.

Ich schloß auf. Suko schaute mich dabei fragend an. »Willst du fahren, John?«

»Wieso nicht?«

»Ich denke da an dein Bein.«

»Hör damit auf, mich wie einen Schwerverletzten zu behandeln. Das packe ich schon.«

»War nur ein Vorschlag.«

»Ja, ja, schon gut.« Ich ärgerte mich selbst über die Verletzung.

Das war der Grund, weshalb ich so unwirsch reagiert hatte. Ich startete, legte den Rückwärtsgang ein, schaltete nach wenigen Yards um und hatte den Wagen gedreht. Wir mußten am Gasthaus vorbei.

Die Tür stand weit offen. Menschen drängten sich davor, und es wurden immer mehr. In Windeseile mußte sich herumgesprochen haben, was im Hinterzimmer geschehen war.

Im Schrittempo ließ ich den Bentley rollen. Wir mußten achtgeben, daß wir die Abfahrt nicht verpaßten. Noch vor der Kirche sollte es nach links gehen.

Die Kirche sahen wir. Verschwommen wirkte der spitze Turm.

Das Kreuz darauf war nicht zu erkennen. Seine Umrisse wurden vom dichten Nebel geschluckt.

Der Weg war wirklich schmal. Er führte sanft in die Höhe und wurde von dicht beieinander stehenden Häusern gesäumt. Innerhalb der Nebelschwaden wirkten die Fassaden noch grauer, als sie tatsächlich waren. Hier befand sich der älteste Teil des Dorfes, denn früher hatte man um die Kirche herumgebaut. Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Der gelbe Schein wurde allerdings sehr schnell von der grauen Nebelsuppe verschluckt.

Und die Dunkelheit nahm zu. Sie löste die Dämmerung ab. Bald waren auch die Häuser verschwunden. Zudem hatten wir die Höhe erreicht, so daß der Weg jetzt geradeaus weiterführte, dann eine große Kurve beschrieb und mehrere Felder voneinander trennte.

Wie der Pfarrer uns erklärt hatte, sollte er direkt zum Kloster führen.

Eine Viertelstunde Fußweg vom Ortsende. Viel weniger würden wir auch nicht benötigen, das stand fest. Wir kamen uns vor wie auf einer Insel, obwohl wir schließlich den Nebel von London her kannten. Aber

hier wußte ich nicht Bescheid.

Schon nach wenigen Yards war von den Scheinwerfern nichts mehr zu sehen. Die grauen, wallenden und tanzenden Schwaden absorbierten die gelbweißen Strahlen.

Suko und ich sahen die Schatten fast gleichzeitig.

»John, da ist was«, sagte der Chinese.

»Schon gesehen, Partner.« Ich fuhr noch langsamer.

Da bumste etwas gegen unseren Wagen. Das geschah hinten. Sofort löste Suko den Sicherheitsgurt und drehte sich um.

»Was war?« fragte ich.

»Kann nichts erkennen. Fahr mal weiter!«

Ich fuhr nicht weiter, sondern stoppte. Denn jetzt hatte ich es ebenfalls gesehen. Die grauen Schatten hatten sich vervielfältigt.

Nicht zwei oder drei standen vor unserem Wagen, sondern ein halbes Dutzend. Und sie verteilten sich auch, wobei sie den Bentley in die Mitte nahmen.

»Weißt du, wer uns da besucht hat?« fragte ich Suko.

Der Chinese nickte. »Und wie, das sind Wölfe…«

***

Der Pfarrer schaute zu, wie der tote Wolf fortgeschafft wurde. Die Polizisten schleppten ihn weg. Natürlich bestürmten die Menschen den Geistlichen mit Fragen, doch er gab keine Antwort. Unwillig schüttelte er den Kopf. Die Menschen sollten ihn in Ruhe lassen, er wollte nichts sagen, denn es hätte unter Umständen zu einer Panik kommen können, was wirklich nicht gut gewesen wäre.

Natürlich würden die Polizisten Fragen haben. Aber die wollte der Pfarrer ihnen in seinem kleinen Haus beantworten, wo es keine weiteren Zeugen gab.

Der Geistliche hörte genau zu. Vor allen Dingen ältere Menschen erinnerten sich noch sehr gut an die alten Legenden, die man sich über die Wölfe erzählt hatte. Jetzt befand sich ein toter Wolf im Dorf. Zum Glück wußte keiner der Versammelten, wie er genau gestorben war, aber der Pfarrer konnte das Bild nicht vergessen, das sich ihm gezeigt hatte, als Oberinspektor Sinclair den Wolf mit einem Kreuz berührte.

Ein Gesicht war zu sehen gewesen.

Das Gesicht der alten Äbtissin.

Der Pfarrer schauderte, als er daran dachte. Obwohl er über sein Gesicht strich, bekam er die Gänsehaut nicht weg. Die Furcht hockte auf ihm wie ein drückender Alptraum.

Was würde noch geschehen?

Jemand kam auf ihn zu. Der Geistliche mußte erst zweimal schauen, um die schmale Gestalt zu erkennen. Es war Emily Berger.

Neben dem Pfarrer blieb sie stehen und schaute ihn ernst an.
»Was sagen Sie dazu, Father Stone?«
»Ich weiß es nicht.«
»Sie dürfen nicht lügen, Father. Sie wissen sicherlich mehr. Die Wölfe sind ausgerottet worden, das steht fest. Wieso kommt es, daß sie wieder ins Dorf laufen?«
»Ich weiß die Antwort nicht.«
»Sie ahnen sie aber.«
»Nein, das ist mir unerklärlich, glauben Sie mir. Auch ich habe Angst.«
»Vor dem Fluch?«
Father Stone senkte den Blick. »Ja, Mrs. Berger, auch vor dem Fluch.«
»Dann glauben Sie an ihn?«
»Es ist möglich.«
Emily Berger schluckte. Sie wollte etwas sagen, aber der Pfarrer hätte ihr sicherlich keine Antwort gegeben, zudem kehrten die beiden Polizisten zurück.
»Wir sehen uns dann später, Father Stone.« Emily Berger wandte sich ab, der Geistliche hielt sie noch zurück.
»Und bleiben Sie im Haus, Mrs. Berger, es ist besser.«
»Rechnen Sie mit dem Auftauchen mehrerer Wölfe?«
»Wir können es nicht ausschließen.«
Emily nickte. »Der Fluch, Father Stone, wird uns alle treffen. Wirklich alle…« Dann ging sie, und der Geistliche schaute ihr so lange nach, bis der Nebel sie verschluckt hatte. Er konnte es ja selbst nicht fassen. An die alte Legende hatte er nie so recht glauben wollen, nun war sie eingetroffen, der Fluch hatte sich bestätigt. Ein Wolfsrudel war in den Ort eingefallen.
Ein Rudel?
Father Stone erschrak über sich selbst, als er daran dachte. Bisher hatte er nur einen Wolf gesehen. Wie kam er dann auf ein ganzes Rudel? Sollten die Wölfe tatsächlich in den Ort eingefallen sein?
Wenn das geschah, dann…
»Wir haben den Kadaver weggeschafft«, hörte der Geistliche die Stimme eines Polizisten.
Father Stone schaute auf. »Ich danke Ihnen.«
»Trotzdem hätten wir Fragen.«
»Ja, natürlich. Allerdings nicht hier. Es sind zu viele Zeugen anwesend, Sie verstehen…«
»Klar, Father. Sollen wir zu Ihnen gehen?«
»Das wäre am besten.«
Sie kamen nicht dazu. Weiter vorn torkelte eine Gestalt durch den Nebel. Jemand schrie mit lauter Stimme. »Verdammt, wo treiben sich denn die Polizisten herum?«

»Hier sind wir.«

Als der Mann näherkam, sahen die beiden Polizisten und der Pfarrer, daß er ein Gewehr trug. Sein Gesicht glänzte. Das dichte braune Haar stand wirr vom Kopf. Pfeifend holte er Luft.

»James Kiddlar«, sagte der Geistliche. »Beruhigen Sie sich erst einmal. Erzählen Sie uns danach, was geschehen ist.«

»Geschehen ist?« Kiddlar holte tief Luft. »Die Hölle ist los, wirklich. Und zwar die Hölle in Form von gefährlichen Wölfen. Rose, meine Tochter, hatten wir zum Milchholen geschickt. Auf dem Rückweg wurde sie von zwei Wölfen bedrängt.«

»Was?«

Die Polizisten hatten die Frage gestellt, während Father Stone schwieg und die Hände faltete.

»Ist ihr etwas passiert?« erkundigte sich der Geistliche dann mit leiser Stimme.

»Nein, zum Glück nicht. Aber sie hat auch nicht gelogen. Die Wölfe waren da.« Kiddlar schaute sich um. Neugierige hatten einen dichten Kreis um ihn gebildet. »Hört alle zu. Die Wölfe haben Rose gewarnt. Sie werden bestimmt kommen, und dann geht es uns dreckig. Uns allen geht es dann dreckig. Wir können uns auf etwas gefaßt machen.«

Als James Kiddlar seine Rede beendet hatte, schwiegen die meisten. Niemand wußte, was er darauf erwidern sollte, keiner hatte die Patentlösung.

»Wir sollten sie jagen«, sagte schließlich einer der Polizisten.

»Wie denn?« rief Kiddlar und wischte über seine Stirn. »Jagen Sie mal bei diesem Nebel Wölfe. Die können sich doch verstecken und in die Häuser eindringen, ohne daß wir sie bemerken.«

»Dann müssen wir eben sämtliche Türen und Fenster schließen«, entgegnete der Polizist.

»Und wie lange sollen wir in den Häusern hockenbleiben?«

»Bis der Nebel vorbei ist.«

»Nein.« Kiddlar schüttelte den Kopf. »Ich habe einen kleinen Betrieb, und ich habe zum Glück noch Aufträge, das sind Terminsachen. Wenn ich nicht pünktlich liefere, dann kann ich mir demnächst meine Aufträge an den Hut stecken. Es geht nicht, wir müssen sie finden. Ich bin dafür, daß sich alle Männer zusammentun, ihre Gewehre nehmen, falls vorhanden, und sich auf die Jagd nach den Bestien machen. Außerdem bilden wir Gruppen und nehmen Fackeln mit. Wenn wir optimistisch rechnen, sind zwei Wölfe unterwegs. Das reicht, finde ich. Einen habt ihr ja schon getötet.« Kiddlar schaute sich um. »Wer hat diese Bestie eigentlich erschossen?«

»Niemand«, erwiderte der Pfarrer.

Kiddlar war durcheinander. »Wieso niemand? Der Wolf ist doch tot. Den muß jemand umgebracht haben.«

»Das schon, aber nicht erschossen.«

»Sondern?«

»Erschlagen«, log der Pfarrer schnell. »Zwei Fremde, die zur Beerdigung gekommen sind, haben sich des Tieres angenommen.«

Kiddlar nickte beeindruckt. »Das ist allerhand, wirklich. Hätte ich nicht gedacht, daß jemand so etwas schafft. Und wo sind die beiden Wunderleute?«

»Nicht hier.«

Kiddlar grinste den Pfarrer schief an. »Dann haben sie wohl Angst bekommen?«

»Das gewiß nicht. Wie ich sie kenne, sind sie auf Wolfsjagd gegangen. Die beiden sind Scotland Yard-Beamte, und ich finde, wir sollten ihnen vertrauen.«

Der Vorschlag des Geistlichen erweckte bei den Umstehenden keinerlei Begeisterung. Murren wurde laut. Jemand sagte: »Ausgerechnet zwei Engländer. Wir können uns doch selbst helfen oder was meint ihr?«

»Klar, das schaffen wir.« Kiddlar gab die Antwort und schlug auf seinen Gewehrkolben. »Hiermit werde ich ihnen die verdammten Schädel schon zerschießen.« Er drehte sich im Kreis. »Also Leute, wer von euch macht mit?«

Die Arme der meisten Männer schnellten in die Höhe. James Kiddlar nickte zufrieden, bevor er sich an den Pfarrer wandte. »Sie sehen, Father Stone, Sie sind überstimmt. Das hier ist nicht mehr Ihr Job. Beten Sie für uns.«

»Das werde ich auch«, erwiderte der Geistliche. »Aber ihr macht einen Fehler. Wartet auf das Ergebnis der beiden Männer aus London. Sie haben auch den ersten Wolf erledigt. Ich bin davon überzeugt, daß sie es schaffen werden.«

»Aber wir nicht, Herr Pfarrer.«

Father Stone hob die Schultern. Was sollte er dazu noch sagen?

Die Leute hörten nicht auf ihn. Sie würden in ihr eigenes Verderben rennen, wenn sie so weitermachten.

James Kiddlar hatte das Kommando übernommen. »Also Männer, geht und holt eure Waffen. Sagt den Frauen und Kindern Bescheid, daß sie auf keinen Fall die Häuser verlassen sollen. Wie ich uns kenne, ist der Spuk in einer Nacht vorbei. Den Biestern werden wir schon einiges auf den Pelz brennen.«

Father Stone konnten die Worte des Mannes nicht überzeugen. Er hatte inzwischen eingesehen, daß die Wölfe keine normalen Tiere waren. Ein normaler Wolf starb nicht unter der Berührung eines Kreuzes. Nein, diese Tiere waren vom Satan geschickt worden.

»Moment noch«, rief Father Stone, und die Männer hielten tatsächlich inne. »Wenn ihr schon geht, dann habe ich da eine große

Bitte an euch. Nehmt alle ein Kreuz mit. Wenn es eben möglich ist, ein geweihtes. Ich weiß, daß ihr die Kreuze in euren Wohnungen hängen habt. Glaubt mir, es ist besser.«

Die Männer schwiegen. Sie hatten die Worte des Pfarrers gehört und dachten darüber nach. Was sollten sie erwidern? Darüber lachen? Nein, das sicherlich nicht, dafür war die Lage zu ernst.

Kiddlar sprach für alle. »Damit Sie beruhigt sind, Father Stone, wir nehmen Kreuze…«

»Daaa…!« Ein gellender Schrei unterbrach ihn. »Ein Wolf, daaa …!« Eine Frau hatte geschrien.

Augenblicklich spritzten die Männer zur Seite. Sie schufen James Kiddlar freie Schußbahn.

Der Mann hielt sein Gewehr bereits feuerbereit. Leicht geduckt stand er da und sah, wie auch die anderen, den grauen Schatten, der sich nur undeutlich vom wallenden Nebel abhob.

Kiddlar legte an.

Im gleichen Moment griff der zweite Wolf an. Er hatte nicht hinter Kiddlar gelauert, sondern auf dem nur leicht schrägen Dach der einstöckigen Gastwirtschaft.

Und von dort stieß er sich ab.

Diesmal kam die Warnung erst, als es bereits zu spät war. Der Wolf prallte gegen den Rücken des Mannes und schleuderte James Kiddlar wuchtig nach vorn.

In einem Reflex drückte der Mann noch ab. Die Mündungsflamme stach aus dem Gewehrlauf, doch die Kugel fuhr in den Himmel, ihr Ziel erreichte sie nicht.

Hart fiel Kiddlar aufs Gesicht. Er spürte auf seinem Rücken das Gewicht des Wolfes, und die harten Pfoten drückten ihn weiter gegen die kalte Erde.

Von vorn sprang der zweite Wolf mit gewaltigen Sätzen herbei.

Die Zuschauer ergriffen die Flucht. Sie ließen Kiddlar allein, niemand war bewaffnet, auch der Pfarrer nicht, aber der versuchte es.

Ein Kreuz trug er immer bei sich. Und mit einem Kreuz hatte auch Oberinspektor Sinclair den Mörderwolf gestoppt.

Ohne sich Gedanken über den zweiten Wolf zu machen, rannte der Geistliche auf das Tier zu, das auf Kiddlars Rücken hockte.

»Hinweg!« schrie Father Stone. »Weiche Satan. Flieh in die Hölle, denn dort gehörst du hin!«

Seine Stimme klang im Nebel dumpf.

Der Wolf richtete sich auf.

Rote Augen funkelten den Pfarrer an.

Und nicht nur die Augen waren rot. Auch die Schnauze des Tieres, sowie ein Teil der Zähne!

»Satan, hinweg!« Wieder schrie der Pfarrer den Befehl und ging

furchtlos vor.

Der Wolf duckte sich. Im ersten Augenblick sah es aus, als wollte er springen. Dann erreichte ihn das schaurige Heulen des zweiten Tieres. Für den anderen wirkte es wie ein Startsignal. Mit einem gewaltigen Sprung verließ er seinen Platz und setzte an dem Pfarrer vorbei.

Sein Artgenosse, der geheult hatte, schloß sich ihm an. Wie graue Schemen verschwanden die beiden Wölfe im Nebel.

Der Pfarrer zitterte am gesamten Körper. Seine rechte Faust umklammerte den Schaft des einfachen Holzkreuzes, auf dem die Christusfigur abgebildet war.

Er hatte es geschafft. Er hatte die teuflischen Tiere wirklich vertrieben.

Seine Gedanken stockten, als er auf den am Boden liegenden James Kiddlar schaute. Warum bewegte er sich nicht? Starr und steif lag er dort. Wie ein Toter.

Der Pfarrer ging in die Knie. Seine Hand berührte die Schulter, faßte weiter und näherte sich dem Hals des Mannes. Die Feuchtigkeit an seiner Hand war kein Wasser, sondern Blut.

Der Wolf hatte zugebissen.

Plötzlich schien das Herz des Pfarrers aus Stein zu bestehen. Sein Blick wanderte und saugte sich an dem Gesicht fest. Kiddlar lag mit dem Gesicht auf der Seite. Im Profil war er zu erkennen. Und der Pfarrer sah das starre, gebrochene Auge.

Er wußte Bescheid, denn in seinem Leben hatte er schon zahlreiche Tote gesehen.

Father Stone fiel auf die Knie. Eine einsame Gestalt neben einem Toten inmitten der Nebelschleier. Lange blieb er sitzen, während er die Hände gefaltet hatte und ein Gebet zum Himmel schickte…

***

Wir hatten unsere Berettas.

Die Magazine waren mit Silberkugeln gefüllt. Zudem besaßen wir noch Reservemunition, wir konnten uns also gegen die Wölfe verteidigen. Allerdings lag mein Einsatzkoffer im Kofferraum des Bentley. Um an ihn heranzukommen, mußten wir aussteigen, und das trauten wir uns nicht.

Aber mit zwei Berettas und meinem Kreuz mußten wir die Bestien vertreiben können.

Der Motor lief im Leerlauf. Ich hatte ihn nicht abgestellt. Beide schauten wir durch die breite Frontscheibe. Vor dem langen Kühler standen zwei Wölfe. Nebelschleier umwehten sie wie lange Fahnen.

Die roten Augen glühten wie brennende Kohlestücke.

Unheimlich sahen sie aus…

»Sollen wir schießen?« fragte Suko flüsternd.

Ich hob die Schultern. »Noch haben sie uns nicht angegriffen. Vielleicht sollten wir versuchen, langsam vorzufahren.«
»Okay, dann mal los.«
Behutsam gab ich Gas. Ich kitzelte das Pedal nur mit der Fußspitze. Die Räder drehten sich. Eine volle Umdrehung. Das Profil der Reifen drückte sich in den weichen Boden.
Die beiden Wölfe blieben stehen. Wie Denkmäler standen sie dort und rührten sich nicht vom Fleck.
Aus den Augenwinkeln bemerkte ich einen Schatten neben dem Seitenfenster. Dann hieben Pfoten gegen das Glas, an Sukos Seite geschah das gleiche.
Ich fuhr schneller.
Wenn die Wölfe jetzt nicht verschwanden, wurden sie von der Stoßstange gepackt und zur Seite geschleudert. Sie verschwanden nicht, sondern reagierten auf ihre Weise. Bevor der Bentley sie berühren konnte, schnellten sie sich schon ab und brachten sich mit einem gewaltigen Sprung auf die Kühlerhaube.
Wir vernahmen beide das Dröhnen und sahen die weit aufgerissenen Mäuler der Bestien dicht vor der breiten Frontscheibe, wobei sie mit ihren Schnauzen gegen das Glas stießen.
Ich gab Gas. Dabei hoffte ich, daß ich Erfolg haben würde. Leider war der Weg ziemlich schmal. Ich konnte nicht in Schlangenlinien fahren, denn dann würde ich den Bentley in irgendeinen Graben oder vor einen Zaun setzen.
Die Wölfe blieben an den Seiten. Sie sprangen gegen den Wagen, und die beiden auf der Kühlerschnauze ließen sich auch nicht abschütteln. Suko hielt seine Beretta fest. Er hatte sich halb im Sitz gedreht und schaute durch das Rückfenster.
»Da sind auch zwei«, bemerkte er.
»Habe ich mir gedacht«, sagte ich und versuchte es einfach.
Eine Drehung nach links. Servounterstützt reagierten die beiden vorderen Räder sofort. Sie schlugen ein, und auch bei der Geschwindigkeit schafften die Wölfe es nicht, sich auf dem feuchten Blech der Kühlerhaube zu halten.
Zuerst prallten sie gegeneinander, dann wurden sie vom Wagen gefegt und blieben irgendwo am Wegrand liegen.
Es war zwar eine Warnung, aber die Wölfe dachten nicht im Traum daran, uns in Ruhe zu lassen. Im Gegenteil, sie blieben bei uns, sprangen neben dem Wagen her und auch gegen ihn. Ihre schweren Körper wuchteten vor das Blech, dann prallten sie ab, fielen zu Boden und überschlugen sich manchmal jaulend, je nachdem, wie hart sie gegen den fahrenden Wagen gesprungen waren.
Der Bentley schlingerte durch die Fahrspur. Mal packten die Reifen, mal holperten sie über Unebenheiten. Ich dachte mit Schrecken daran,

daß es den Wölfen mit ihren Zähnen auch gelingen konnte, die Reifen zu durchbeißen, doch auf den Gedanken waren sie zum Glück bisher nicht gekommen.

Verdammt, wann waren wir denn endlich da?

Ich hatte das Gefühl, als würde sich der Nebel immer mehr verdichten. Er lag vor uns wie eine dichte Wand aus grauer Watte.

Zudem war es jetzt dunkel geworden. Wir bewegten uns auf völlig fremdem Gelände, kein Lichtstrahl durchbrach die Finsternis, und ich kam mir vor wie jemand, der ins Leere fährt.

»Ich versuche es!« sagte Suko.

»Du willst schießen?«

»Ja, zum Henker.«

Suko hatte den Entschluß gefaßt, als abermals ein Wolf gegen das Fenster gesprungen war.

Ich konnte meinen Partner und Kollegen nicht daran hindern. Die Scheibe surrte nach unten. Sofort drang kühlere Luft in den Wagen, vermischt mit Nebelschleiern.

Und es erschien der Wolfsschädel!

Da ich darauf gefaßt gewesen war, erschrak ich nicht, als Suko abdrückte.

Genau in dem Augenblick, als abermals ein Wolf gegen den Bentley sprang. Ich hörte noch das Klatschen, als die Kugel in den Tierleib hieb, ein hohes Jaulen, einen Fall, dann war es ruhig.

Sofort surrte die Scheibe wieder nach oben und Suko wandte sich um, damit er etwas vom Erfolg seiner Bemühungen sehen konnte.

Um ihn zu unterstützen, senkte ich die Geschwindigkeit.

»Wir könnten Ruhe haben«, sagte er. »Halt doch mal an!«

Ich stoppte.

Zwar wallte hinter uns der Nebel, doch ich war nicht so weit gefahren, als daß wir nichts mehr hätten sehen können. Sechs Wölfe hatten wir gezählt.

Einer lag jetzt am Boden. Die anderen fünf hatten sich um ihn geschart, saßen auf den Hinterpfoten und stießen heulende Laute aus, die vom Nebel verschluckt wurden. Leider war uns der Blick auf den toten Wolf verwehrt. Trotzdem glaubte ich nicht daran, daß er sich zurückverwandeln würde wie ein Werwolf, das hätte der erste schon durch die Berührung mit dem Kreuz getan. Sicherlich war der Wolf erledigt und das Dämonische aus ihm herausgeweht.

Die übrigen Wölfe beschnupperten ihren Artgenossen und zogen sich dann überhastet zurück.

Unser Wagen interessierte sie nicht mehr. Rechts und links des Weges tauchten sie im dicken Nebel unter.

Ich atmete auf. Diese Gefahr war erst einmal gebannt, obwohl sie keinesfalls lebensbedrohend gewesen war, aber verdammt

unangenehm, wie wir erlebt hatten.
Suko hatte seinen Humor wiedergefunden. »Und wer bezahlt dir jetzt die Beulen?« fragte er.
»Die Wölfe. Ich werde ihr Fell an Pelzhändler verkaufen und von dem Gewinn die Reparatur bezahlen.«
»Dann mach mal.«
Ich »machte« auch und fuhr wieder an. Unbehelligt rollten wir in dem dichten Nebel weiterhin unserem Ziel entgegen, von dem ich hoffte, daß es in nächster Zukunft erscheinen würde.
Ich konzentrierte mich voll auf die Fahrerei, während Suko die unmittelbare Umgebung im Auge behielt, soweit es der verfluchte Nebel erlaubte.
Schließlich erreichten wir sogar eine Wegeinmündung. Der andere Feldweg, noch schmaler als der, auf dem wir fuhren, mündete rechts in den unsrigen.
Genau dort stand ein Wegweiser.
Die weiße Schrift auf dunklem Untergrund war noch gut zu lesen.
Abbey St. Joanna, stand dort zu lesen.
»Hurra, wir sind richtig«, murmelte ich und bekam wenig später bereits den Beweis.
Aus dem Nebel schälte sich etwas Dunkles, Gewaltiges.
Das Kloster!
»Endlich!« stöhnte Suko und rieb sich die Hände. »Es wurde auch verdammt Zeit.«
Da hatte er mir aus der Seele gesprochen.
Noch waren die Mauern nicht genau zu erkennen. Sie wurden vom Nebel umflossen, der aussah wie Wasser, welches das Kloster eingehüllt hielt. Gespenstisch wirkte das alte Gemäuer. Ein einsames Licht brannte ziemlich hoch unter dem Dach und auch vor dem Eingang sahen wir zwei verwaschene helle Flecken.
Weiter im Hintergrund war ein unregelmäßiger dunklerer Schatten zu sehen, bei dem es sich wahrscheinlich um ein größeres Waldstück handelte.
Menschen entdeckten wir nicht. Bei dem Wetter würde ich das Kloster auch nicht freiwillig verlassen, wenn ich einmal hinter den Mauern hockte.
»Dann komm«, sagte Suko. »Wurzeln schlagen will ich hier wirklich nicht.«
Wir stiegen aus. Irgendwie paßten wir uns der gesamten Stimmung an. Denn so leise wie möglich öffneten wir die Wagentüren, drehten uns aus dem Fahrzeug und drückten die Türen behutsam wieder zu.
Suko schaute mich über das Wagendach hinweg an. »Sollen wir die Waffen holen?«
Das war nicht schlecht. Ich hätte es doch fast vergessen. Wir

schlossen den Deckel des Kofferraums auf und holten das hervor, was wir brauchten.

Dazu gehörten auch die Dämonenpeitsche, mein silberner Dolch und die magische Kreide.

Wieder einmal schaute ich in den Koffer und damit auch auf eine leere Stelle, wo sich einmal der magische Bumerang befunden hatte.

Ich hatte ihn nicht mehr, er befand sich nun in den Klauen eines anderen, der sich Dr. Tod nannte. Bisher hatte er die Waffe gegen mich noch nicht eingesetzt, obwohl wir bereits ein paarmal aufeinandergetroffen waren. Das mußte seinen Grund haben. Ich glaubte daran, daß sich Solo Morasso einfach nicht traute, den Bumerang gegen mich einzusetzen. Den Grund wußte ich nicht, darüber konnte ich nur spekulieren. Vielleicht hatte Morasso Angst, daß ich die Waffe dann wieder zurückbekam.

Aber das stand noch alles in den Sternen. Außerdem wollte ich mich nicht zu sehr auf die Zukunft konzentrieren, die Gegenwart war wichtig genug.

Ich drückte so leise wie möglich die Haube wieder zu. Suko stand schon vor dem Wagen. Als er meine Schritte hörte, drehte er sich um und legte den Finger an die Lippen. »Was ist?« wisperte ich.

»Hörst du es nicht?«

»Was?«

»Das Singen.«

Ich lauschte. Sukos Ohren hatten ihn nicht getrogen. Da sang tatsächlich jemand. Es hörte sich an wie ein Choral. Ein trauriger, fern klingender Gesang von Frauenstimmen, die hell wie das Gloria der Weihnachtsengel klangen.

»Kannst du dir das erklären?« Suko schaute mich an, wobei er seine Stirn gefurcht hatte.

»Nein, eigentlich nicht.« Aber seltsam war der Gesang schon, das mußte ich zugeben. Mir lief es sogar kalt den Rücken hinunter. Wir schlichen näher heran. Rechts von uns ragten die düsteren Klostermauern in den Himmel. Nur der Gesang war zu hören, ansonsten umgab uns eine tiefe Stille. Der dichte Nebel dämpfte jeden Laut.

Vor uns wallte und brodelte es. Alles spielte sich in einer gespenstischen Ruhe ab. Plötzlich verstummte das Singen. Dafür hörten wir Schritte. Im nächsten Augenblick schälten sich die ersten Gestalten zu einer gespenstischen Prozession aus dem Nebel…

***

Mit einem Schrei auf den Lippen fuhr Clarissa, die Äbtissin, von ihrem Lager hoch.

Es war stockfinster in ihrer Kammer – und kalt. Trotzdem schwitzte

sie. Heiße Wellen jagten durch ihren Körper, sammelten sich im Kopf und versuchten, ihn zu sprengen.

Die schwarzhaarige Frau warf sich zur Seite. Sie dachte nicht mehr an die Bettkante, rollte darüber hinweg und fiel zu Boden, wo sie liegenblieb und ihr erhitztes Gesicht gegen die kühlen Steine preßte. Dabei atmete sie schwer und keuchend. Ihr Körper zuckte, heisere Schreie drangen aus ihrem Mund, und ihr Blut schien zu kochen.

Das war die Zeit, um zu sterben.

Sie wußte es, sie hatte es immer gewußt. Der Fluch erfüllte sich nun auf eine grauenvolle Art und Weise. Sie mußte ihm Tribut zollen, es gab keine andere Chance.

Aber noch kämpfte sie. Clarissa wollte nicht, daß das Böse über sie triumphierte. Es war durch die Mauern des Klosters gedrungen und hatte den Weg zu ihr gefunden.

Sie mußte das Erbe antreten. Mutter Barbaras Geist war endgültig vernichtet worden, nun war die Reihe an ihr, den Pakt mit den Teuflischen einzugehen.

Dabei war sie noch so jung. Vierzig Jahre zählte sie erst, und man hatte sie schon zur Äbtissin gewählt. Jede Nonne in diesem Kloster wußte von dem Fluch. Bevor die Frauen in das Kloster eintraten, waren sie restlos darüber aufgeklärt worden. Als Trutzburg stand es hier, um das Böse, das über diesem Platz schwebte, von den Menschen fernzuhalten. Darin sahen die Nonnen ihre Lebensaufgabe.

Der Teufel sollte nicht in die Herzen der Menschen dringen.

Es blieb ein Wunschtraum. Dem Satan war es gelungen, hinter die Mauern zu gelangen. Da kannte er kein Pardon, er fand immer seinen Weg, und er zeigte sich auf mannigfaltige Art und Weise.

Mal als schöner Verführer, dann als gräßlicher Ziegenbock oder als stinkendes Scheusal.

Aber auch als Wolf…

Eine andere Lösung gab es für Clarissa nicht. Fenris und Satan waren die Hölle.

Und die Magie des mächtigen Dämonenwolfs Fenris hatte auch vor dem Kloster nicht gestoppt.

Die Schmerzen klangen etwas ab. Clarissa konnte sich aus der knienden Haltung erheben. Sie blieb stehen und stützte sich mit beiden Händen am hohen Unterteil des Metallbettes ab.

Der scharfe heftige Schmerz hatte vorhin ihre Sehkraft beeinträchtigt. Als sie jetzt den Blick hob, sah sie über sich an der Wand den Umriß des viereckigen Fensters. Durch die Bleiglasscheibe war der hinter dem Fenster wallende Nebel nicht zu erkennen. Die Mauern des Klosters – es stammte noch aus dem zwölften Jahrhundert – waren so dick angelegt worden, daß die damaligen Baumeister das Fenster in den granitharten Stein hineingesetzt hatten.

Die Stürme der Zeit waren zwar nicht spurlos an dem Bauwerk vorbeigegangen, aber es hatte ihnen getrotzt.

Einige Minuten blieb die Äbtissin Clarissa stehen. Ihr Atem beruhigte sich wieder, und auch der Herzschlag normalisierte sich. Sie konnte es jetzt wagen, ein paar Schritte zu gehen.

»Heilige Mutter Gottes, beschütze mich und gib mir Kraft auf meinem schweren Weg«, murmelte sie.

Das Gebet tat gut. Es gab ihr wieder Kraft, und die brauchte sie, denn die nächste Stunde würde schlimm werden. Endlich hatte sie die Kommode neben dem Bett gefunden. Ihre Hände tasteten darüber und fanden auch den kleinen Griff der oberen Schublade. Im Dunklen holte die Äbtissin eine Kerze und Zündhölzer hervor.

Das erste Streichholz zerbrach, als sie es anzünden wollte. Beim zweiten mußte Clarissa dreimal reiben, weil die rauhe Fläche feucht geworden war.

Es zischte, und das Zündholz flackerte auf. Der Schein glitt für einen kurzen Moment über ein bleiches Gesicht mit großen, dunklen Augen. Auch das lange Haar zeigte noch keine grauen Strähnen. Die Nase war gerade, der schöne Mund von einem natürlichen Rot.

Die Äbtissin hielt die Flamme an den Docht der Kerze. Er brannte ruhig und hellte das Zimmer so weit auf, daß sogar Einzelheiten zu erkennen waren.

Im rechten Winkel zum Kopfende des Bettes stand ein Schrank. In ihm bewahrte Clarissa all die Dinge auf, die für sie persönlich wichtig waren. Vor allen Dingen ihre Ordenstracht, dann die Gebetbücher und den Rosenkranz.

Dem Schrank gegenüber und in der anderen Seite des Zimmers stand das einfache Holzregal mit den Büchern. Die Äbtissin interessierte sich sehr für Kirchengeschichte. Dementsprechend lauteten die Titel der Folianten.

Ein Tisch und ein Stuhl waren ebenfalls vorhanden. Über dem Kopfende des Bettes hing ein Holzkreuz aus Eiche. Es wurde vom Schein der Kerze umschmeichelt, und Clarissa hob den Blick, um das Kreuz anzuschauen. Immer wenn sie es sah, gab ihr der Anblick die Kraft und den Mut, den sie benötigte.

Auch jetzt faltete sie die Hände zum Gebet und wünschte sich die Kraft, die nötig war, um die nahe Zukunft zu überstehen.

Danach zog sie sich um. Die Ordenstracht war dunkel. Sie wählte ihr bestes Gewand, zog die einfachen Holzsandalen an und nahm auch den Rosenkranz mit, dessen Perlen gelblich schimmerten. Ein letzter Blick noch traf das Kreuz, dann blies Clarissa die Kerzenflamme aus und näherte sich im Dunkeln der Tür.

Sie war nicht abgeschlossen. Als die Äbtissin öffnete, schaute sie in einen Gang, der vom Schein dicker Kerzen beleuchtet wurde. Die

Kerzen steckten auf schmiedeeisernen Ständern, diese wiederum standen in kleinen Nischen, in denen auch Heiligenbilder hingen.

Der Gang war leer.

Langsam schritt Clarissa ihn entlang. Zu beiden Seiten lagen die Kammern der Nonnen. Da die Nonnen sehr früh zu Bett gingen, dafür jedoch auch sehr zeitig aufstanden, oft noch vor Aufgang der Sonne, war es in den Zimmern der Nonnen ruhig. Die Frauen schliefen noch. Das jedoch würde sich bald ändern, wenn erst einmal der Gong durch das Haus dröhnte.

Clarissas Ziel war die Bibliothek. Dort versammelten sich die Nonnen immer, wenn es etwas zu besprechen gab. Sie lag dicht vor der kleinen Kapelle, in der die täglichen Gebete abgehalten wurden.

Clarissa öffnete die große, zweiflügelige Tür und betrat die Bibliothek. In bis zur Decke reichenden Regalen stand Buch neben Buch.

In der Mitte des Raumes befand sich ein großer Tisch. Er wies eine rechteckige Form auf, und vor ihm standen elf Stühle.

Fünf jeweils an den beiden längeren Seiten und einer an der Stirnseite des Tisches.

Auch in diesem Raum brannten dicke Wachskerzen, die einen angenehmen, nach Honig riechenden Duft verbreiteten.

Die Fenster in diesem Raum waren größer. Sie bestanden ebenfalls aus dickem Bleiglas, das das Sonnenlicht filterte, so daß es innerhalb der Bibliothek immer düster und geheimnisvoll wirkte.

Das Wecken geschah auf altherkömmliche Art und Weise. Durch einen Gongschlag.

Der Gong stand ebenfalls in der Bibliothek. Als die Äbtissin ihn anschlug, hörte es sich an, als würde das Geläut von Kirchenglocken durch Raum und Gang schwingen.

Jede Nonne mußte es hören.

Damit die Äbtissin auch sichergehen konnte, schlug sie noch einmal dagegen. Danach wartete sie auf die Nonnen. Einige Minuten würde es schon dauern, denn die Frauen mußten sich erst anziehen.

Dann kamen sie.

Fast alle Altersgruppen waren vertreten. Schwester Ursula hatte die Siebzig bereits erreicht. Sie kam auch als erste. In ihrem faltenreichen Gesicht leuchteten die Augen im flackernden Kerzenschein.

Schmerz zeichnete sich auf ihren Zügen ab.

Wie auch die anderen ahnte sie, daß der Zeitpunkt jetzt erreicht war, von dem Clarissa, die Äbtissin, immer gesprochen hatte. Die Hölle forderte nun Tribut.

Auch die anderen neun Nonnen erreichten das Zimmer. Bis auf die Äbtissin trugen sie ihre Tracht. Weiße Hauben zu den schwarzen Gewändern.

Sie bauten sich im Halbkreis um die Äbtissin auf und schauten sie an.
Clarissa mußte sich erst räuspern, bevor sie sprechen konnte.
Dann sagte sie mit noch immer rauher Stimme. »Die Hochwürdige Äbtissin Barbara ist gestorben!«
Sie ließ die Worte in die Stille tropfen, und die Nonnen starrten sie nur an.
Keine laute Reaktion, kein Ruf des Erschreckens, kein Aufstöhnen, nur die Angst in den Augen. Und die Frage, ob Clarissa den Pakt eingehen würde.
Denn sie war bestimmt, das Erbe der anderen zu übernehmen.
»Ich werde es machen«, sagte sie nach einer Schweigepause. »Ich muß das tun, was uns unser kleiner Orden vorschreibt. Wir haben den Weg gewählt und müssen ihn zu Ende gehen. Die Hölle soll nicht über die Menschen siegen. Durch unser Opfer können wir es verhindern, meine Schwestern.«
Niemand erwiderte etwas auf die Worte der Äbtissin. Zwei junge Nonnen senkten die Köpfe. Sie waren noch nicht lange im Kloster, man hatte ihnen von der Verpflichtung erzählt, aber so recht glauben hatten sie es nie wollen.
Bis heute.
Die beiden wurden auch von Clarissa angesprochen. »Holt die Kerzen, meine Schwestern!«
Die jungen Nonnen wandten sich ab. Lautlos bewegten sie sich und verließen den Raum.
Die anderen hatten Fragen.
»Wie ist sie gestorben?« fragte die ältere Schwester Ursula.
»Ich weiß es nicht«, erwiderte die Äbtissin. »Ihr Geist verließ plötzlich den Körper des Wolfes, und im Moment stehen die Menschen ohne Schutz da. Das ist schlimm, und es kommt nun darauf an, daß ich mich opfere.«
»Wo willst du dein Grab haben, ehrwürdige Schwester?« fragte jemand.
»Ich möchte neben der Äbtissin liegen.«
»Wir werden alles so machen, wie du es wünschst, Ehrwürdige Schwester«, sagte die Nonne Ursula. Dann begann sie zu weinen.
Auch die anderen Nonnen weinten.
Dies geschah fast lautlos. Sie hatten die Köpfe gesenkt, man sah nur das Zucken ihrer Schultern. Die Trauer und der Schmerz waren stark und echt. Die beiden jungen Nonnen kehrten zurück. Zuerst sah man von ihnen nur flackernden Kerzenschein, der bizarre Schatten auf den Boden und die Wände warf.
In der Tür blieben sie stehen. Sie trugen die langen Kerzen in der rechten Hand. Die Flammen brannten nun ruhig, denn sie wurden durch Glasaufsätze gegen den Wind geschützt.

Clarissa holte noch einmal tief Luft. »Seid ihr bereit, meine Schwestern?« rief sie.

»Ja«, antworteten die Nonnen im Chor.

»Dann laßt uns gehen!«

Die frommen Frauen bewegten sich und bildeten eine Zweierreihe. An der Spitze gingen die beiden Novizinnen, die auch die Kerzen trugen. Die Dochte brannten, verbreiteten Licht. Und Licht bedeutete Leben, Wiedergeburt, Wiederkehr…

Sie begannen zu singen.

Hell waren ihre Stimmen, und die Melodie des Chorals brach sich an den nackten Steinwänden oder wurde als Echo weit durch das große Kloster getragen.

Sie schickten eine von ihnen in den Tod. Doch dadurch würden andere wieder leben.

So sah es das Schicksal vor…

***

Suko schüttelte den Kopf. »Verstehst du das, John?« wisperte er.

Ich hob die Schultern. »Kaum, aber wir werden es bald begreifen, schätze ich.«

»Warum singen die denn?«

»Vielleicht, weil sie fröhlich sind.«

»Glaube ich kaum, mein Lieber. Die machen mir zu ernste Gesichter.«

»Kannst du doch gar nicht sehen.«

»Aber raten.«

Wir stoppten den Dialog, denn jetzt wollten wir sehen, was weiter geschah.

Die Nonnen kamen auf uns zu. Sie sahen gespenstisch aus. Die langen Gewänder wurden von den Nebelschwaden umwallt, und es sah aus, als würden zahlreiche lange Arme nach den durch den Nebel gehenden Gestalten greifen. Sie krochen an ihnen hoch, wanden und drehten sich, formten seltsame Figuren und erinnerten dabei an gespenstische Lebewesen.

Wir hatten uns geduckt, denn wir wollten nicht schon sofort gesehen werden. Wenn sie noch weiter auf uns zugingen, mußten wir zurück.

Das war nicht der Fall. Die seltsame Prozession schwenkte ab. Die beiden ersten Nonnen hielten Kerzen in den Händen. Die Kerzen selbst waren in dem dichten wallenden Grau kaum auszumachen, so daß es aussah, als würden die Lichter in der Luft schweben.

Auch der Gesang verstummte.

Während die Nonnen an uns vorbeigingen, hörten wir nur ihre Schritte. Wir konnten nicht erkennen, welche Schuhe sie trugen, sondern vernahmen nur schmatzende Geräusche, da der Boden ziemlich weich war. Es mußte in den letzten Tagen stark geregnet

haben.

Als die beiden letzten Nonnen vom Nebel verschluckt wurden, stieß ich Suko an.

So leise wie möglich schritten wir hinter der seltsamen Prozession her. Wir waren wirklich auf das Ziel gespannt, und die Nonnen näherten sich dem dunklen Waldsaum, den wir als welligen Umriß bei unserer Ankunft entdeckt hatten.

Wir hielten einen guten Abstand.

Wenn sich die letzte Nonne einmal umdrehte, dann mußte sie schon sehr genau schauen, um uns zu sehen. Der Nebel erwies sich nun als Verbündeter.

Ein runder Umriß tauchte urplötzlich vor uns auf. Aus dem Rund erhob sich eine Stange, die mich im ersten Moment an einen Galgen erinnerte. Dann sah ich, daß es ein Ziehbrunnen war, der dort stand und den wir jetzt umrundeten.

Viel weiter brauchten wir nicht zu gehen, denn die Nonnen hatten angehalten.

Schemenhaft sahen wir ihre Bewegungen, wie sie sich aufteilten und uns schien es, als würden sie einen Kreis bilden. Schwach leuchtete das Licht der beiden Kerzen.

Wir blieben nicht stehen, sondern schlugen einen Bogen, um näher heranzukommen. Schon bald erreichten wir einen Baum, der sein Laub verloren hatte, das auf der Erde einen bunten Teppich bildete. Der wiederum raschelte verräterisch, wenn wir hinüberschritten, und ich verzog das Gesicht.

Es gefiel mir überhaupt nicht, daß ausgerechnet hier die Bäume standen und ihr Laub abgegeben hatten.

Es hatte seinen Grund.

Die ausladenden Äste und Zweige der hohen Bäume schützten einen kleinen Friedhof.

Den Klosterfriedhof.

Hier begruben die Nonnen ihre Toten. Nur fiel mir eins auf. Kein Grabmal zeigte ein Kreuz. Dieser Friedhof kam mir vor wie ein heidnischer Totenacker.

Und das bei einem Kloster.

Hinter einem besonders großen Grabstein blieben wir hocken. Er bestand aus Marmor und glänzte, als hätte ihn jemand schwarz lackiert. Rechts und links schauten wir an dem Grabstein vorbei. Wir befanden uns am Rande des Friedhofes und die Nonnen in der Mitte.

Jetzt galt es abzuwarten.

In die Gruppe der Frauen kam Bewegung. Sie traten zur Seite und bildeten eine Gasse. Das nahmen wir jedenfalls an, denn erkennen konnten wir es nicht genau.

»Näher heran!« wisperte ich.

Suko war einverstanden. Buchstäblich im Kriechgang setzten wir uns in Bewegung. Durch Zeichen gab ich meinem Freund und Kollegen zu verstehen, daß wir uns verteilen sollten.

Suko verstand. Er verschwand nach rechts, während ich zur linken Seite ging. So konnten wir die Nonnen praktisch in die Zange nehmen.

Jetzt wurde es interessant.

Und erst einmal still. Niemand sprach ein Wort. Die Nonnen hatten einen Kreis gebildet, den sie stumm aufrecht erhielten. Irgend etwas würde bald geschehen, das spürte ich genau. Es gibt so Situationen, wo sich der Körper meldet.

Da ist ein gewisses Kribbeln auf der Haut, das sich langsam ausbreitet und wie ein kalter Schauer über den Körper kriecht, bis es sogar die Haarspitzen erfaßt hat.

So erging es mir.

Noch war es ruhig.

Selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein. Ich merkte ihn kaum auf meinem Gesicht. Die Blätter wurden ebenfalls nicht hochgewirbelt, und die Ruhe drückte auf mein Gemüt.

Was würde geschehen?

Vom Starren tränten meine Augen. Ich drehte auch den Kopf und suchte Suko.

Der Nebel war wie ein Vorhang. Er verdeckte alles. In seinem Schutz konnte viel geschehen.

Trotz der schlechten Sicht glaubte ich, einen freien Platz gesehen zu haben, der von den Nonnen umstanden wurde. Zwei von ihnen bewegten sich jetzt auch. Sie traten aus dem Kreis heraus, gingen auf den Platz und bückten sich.

Was sie aufhoben, konnte ich im ersten Moment nicht erkennen, sah es jedoch deutlicher, als sie sich in meine Richtung bewegten.

Es waren zwei Spaten.

Spaten auf einem Friedhof? Das konnte eigentlich nur eine Bedeutung haben.

Die Nonnen wollten ein Grab schaufeln!

Mir lief es kalt den Rücken hinab, denn nicht weit von mir entfernt, begannen sie mit der Arbeit. Sie stießen synchron die glänzenden Spatenblätter in den feuchten Boden und begannen damit, das Grab auszuheben.

Schaufel für Schaufel schleuderten sie hoch und warfen den Lehm zur Seite. Wenn er zu Boden fiel, klatschte es. Bei ihrer Arbeit weinten die Nonnen und unterhielten sich wispernd, so daß ich von den anderen abgelenkt wurde und die Ohren spitzte.

»Warum muß sie sich opfern?« hörte ich eine Stimme.

»Das Schicksal will es so.«

»Aber kann man nicht dagegen angehen? Wir sind doch auch stark.«

»Nein, wir schaffen es nicht. Dieses Kloster ist eine Trutzburg zwischen dem Bösen und den Menschen. Wenn wir nicht dafür Sorge tragen, daß es so bleibt, wird das Dämonische wieder aufbrechen, und dann fallen die Wölfe über die Menschen her. Seit langen Jahren verfolgt der Orden dieses Ziel. Niemand weiß etwas davon. Du hast die Regeln anerkannt, hast geschworen, jetzt mußt du gehorchen.«

»Ja, ich weiß.«

Die Nonnen gruben weiter. Sie machten es geschickt. Ich erkannte, daß sie so etwas wie Routine besaßen, wahrscheinlich hoben sie nicht zum erstenmal ein Grab aus.

Zwei Minuten sprach niemand der beiden. Sie arbeiteten stumm und verbissen.

Bis die Jüngere wieder fragte: »Und wen wählen wir, wenn sich unsere ehrwürdige Schwester geopfert hat?«

»Das weiß ich nicht. Die Wahl findet geheim statt. Es ist eine schwere Entscheidung, denn jede von uns weiß, welch eine Bürde auf der Äbtissin liegen wird.«

»Ja, das stimmt.«

Ich hatte die Worte der Nonnen genau registriert. Hier mußte etwas Unheimliches vorgehen. Bisher hatte ich nur Bruchstücke mitbekommen, aber die beiden sprachen von in den Tod gehen und von einem Fluch.

Ich dachte daran, daß ich einen Wolf erledigt und daß ich für kurze Zeit das Gesicht der Äbtissin gesehen hatte. Ihr Geist mußte in dem Wolfskörper gesteckt haben. Meiner Ansicht nach suchten die Nonnen jetzt eine Nachfolgerin. Das war wieder die Klostervorsteherin. Sie ging freiwillig in den Tod, um andere zu retten.

War es mutig oder Wahnsinn?

Ich traute mir ehrlich gesagt nicht zu, diese Frage zu beantworten.

Vom langen Hocken spürte ich wieder mein linkes Bein, wo sich die noch nicht völlig verheilte Schußwunde am Oberschenkel befand.

Hart preßte ich die Lippen zusammen und bewegte mich ein wenig zur Seite, darauf hoffend, daß die beiden arbeitenden Nonnen mich nicht bemerkten.

Dann wurde ich abgelenkt.

Die restlichen Nonnen begannen wieder zu singen. Diesmal keinen Choral und auch nicht in lateinischer Sprache, sondern so, daß ich sie verstand.

»Satanas, Satanas, Herr der Finsternis, Herrscher der Hölle, Feind des Guten. Du weißt, daß wir dir den Kampf angesagt haben. Aber wir kennen auch deine Macht und Hunger nach Menschenseelen. Nimm eine Heilige von uns an, damit du die anderen Menschen verschonst. Die Zeit ist um, die andere ist tot, die neue wartet.«

Der Gesang verstummte.

Auch die beiden Nonnen arbeiteten nicht mehr weiter. Sekundenlang breitete sich eine nahezu bedrückende Stille aus.

Dann ein Licht.

Grell strahlte es auf. Etwas blitzte rotviolett, ein düsterer Farbschein ließ das Grau des Nebels verschwinden. Er nahm ebenfalls die Farbe an, die fahl über unsere Gesichter leuchtete und sich immer weiter ausbreitete.

Die Nonnen hatten einen Kreis gebildet und sich an den Händen gefaßt. Im Mittelpunkt des Kreises war das Licht aufgeflammt, das sich in einer gewaltigen Wolke in die Höhe schob und auch dort den grauen Nebel verdrängte.

Ich legte den Kopf in den Nacken. Automatisch verfolgte ich den Weg der Wolke.

Hatte sie ein Ziel?

Ja und nein. Die Wolke selbst barg das große Geheimnis, denn noch bevor es richtig gelüftet wurde, drang ein vielstimmiger Schrei aus Frauenkehlen dem Himmel entgegen.

Ich sah den Grund.

Und das Gesicht!

Es schwebte in der Wolke, und es gehörte einem gewaltigen Wolf, von dem ich bisher nur gehört hatte.

Nun bekam ich ihn zum erstenmal zu Gesicht.

Es war der legendäre Fenriswolf aus der germanischen Sage!

***

Er war groß, gewaltig, überdimensional, ein riesenhaftes Tier, dessen Abbild fast meinen gesamten Sichtkreis einnahm. Ich schaute in einen Rachen, der sich als wahrer Höllenschlund entpuppte, und die Augen wirkten wie feurige Kreise, die mich an stillgelegte Feuerräder erinnerten.

Das war Fenris!

Rötlichbraun schimmerte sein Fell, und er schüttelte seinen übergroßen Wolfskopf hin und her.

Was würde er tun?

Die Nonnen, die ihn beschworen hatten, waren zurückgezuckt.

Dabei hatten sie zwangsläufig den Kreis erweitert und Platz geschaffen für den gewaltigen Fenriswolf.

Sollte er auf die Erde kommen?

Eine Stimme erklang. Eine helle Frauenstimme, in der die Angst mitschwang. Die Äbtissin hatte gerufen. Ich konnte erkennen, wie sie in den Kreis hineintrat und beide Arme hob. Die Hände streckte sie dem Riesenwolf entgegen.

»Die Zeit ist um!« rief sie. »Die Äbtissin ist tot. Ich bin ihre Nachfolgerin. Nimm mich, nimm meine Seele, damit die Menschen

Ruhe vor dir haben. Die Seele einer Gerechten wird dich und die Hölle zufriedenstellen!«

Es waren starke Worte. Und Sätze von einer ungeheuren Tragweite. Ich verstand endgültig, welch ein Opfer diese Frau brachte. Und wohl niemand im Dorf ahnte etwas davon, daß die Frau ihre Seele abgab, damit die Menschen in Ruhe und Frieden existieren konnten.

Der Wolf reagierte nicht. Sein Abbild zeigte sich weiterhin am Himmel, und ich prägte es mir genau ein. Dabei dachte ich an einen Fall, bei dem wir es auch mit einem Dämonenwolf zu tun gehabt hatten.[3] Aber dies hier war der echte Fenris. Der Götterwolf, und er stand auf der falschen Seite, denn er hatte sich mit der Hölle verbündet.

Die Sekunden des Schweigens kamen mir endlos vor. Wie würde Fenris reagieren? Nahm er das Opfer an?

Sprechen konnte er nicht. Aber er reagierte auf seine Weise. Plötzlich war sein Bild verschwunden, nur noch die rotviolette Wolke stand in der Luft und vermischte sich mit dem Nebel.

Doch dicht über dem Boden begann sie zu flimmern. Konturen schälten sich hervor. Die Umrisse eines Tieres.

Fenris kam.

Dann war er da!

Immer noch groß und gewaltig. Er reichte der Äbtissin bis zur Schulter. Sein Maul hatte er geöffnet. Roter Brodem quoll daraus hervor. Die Augen blitzten gefährlich, und auch mir rann es eiskalt den Rücken hinab.

Die Nonnen hatten den Kreis vergrößert. Ihrer Haltung war anzusehen, daß sie sich fürchteten, denn dieser Riesenwolf war kein normales Tier, sondern ein Abbild des Schreckens.

Nur eine war geblieben.

Die Äbtissin.

Sie stand dem Tier gegenüber. Vielleicht drei Schritte trennten sie von dem Dämonenwolf.

Und dann sprach das Tier.

Zuerst bekam auch ich einen Schock, wollte es nicht glauben, doch Schwarze Magie machte so etwas möglich.

»Wer bist du?« fragte der Wolf.

»Clarissa. Ich werde die Rolle übernehmen, die Schwester Barbara gehabt hatte.«

»Ich weiß, sie ist tot.« Der Wolf schüttelte sich. »Kannst du dir erklären, wie es dazu gekommen ist?«

»Nein«, antwortete die Äbtissin.

»Aber ich. Es gibt einen Menschen in der Nähe, der stark ist. Er hat das Kreuz der Macht, und er ist gekommen, um uns, die Wölfe, zu vernichten. Was vor Tausenden von Jahren hier auf diesem Platz

geschah, soll auch noch lange Zeit Bestand haben und in die Ewigkeit übergreifen. Ich kann dein Opfer nur dann annehmen, wenn ihr den Mann mit dem Kreuz findet.«

Ich hörte, wie Clarissa Atem holte. So erregt war sie. »Und was geschieht mit den Menschen?« stieß sie hervor.

»Sie sind so lange ohne Schutz. Ich habe meine Wölfe in den Ort geschickt, und sie haben mir berichtet, daß der Mann, den ich suche, nicht weit von hier steckt.«

»Wo ist er?«

Ich spannte mich. Das Kreuz und die Beretta hatte ich gezogen.

Auch Suko mußte die Worte vernommen haben. Er lauerte irgendwo im Hintergrund. Für mich war es gut, dies zu wissen.

»Was wirst du tun, wenn du ihn findest?« fragte der Wolf.

»Ich weiß es nicht.«

»Ihr könnt ihn töten!«

»Nein, wir töten keine Menschen!«

Da lachte der Wolf, und es hörte sich an wie das Grollen des Donners. »Du willst ihn nicht töten? Ihn – einen Feind? Dann mußt du auch die Folgen tragen. Ich habe dir schon gesagt, daß meine Diener in das Dorf eingefallen sind. Dort befinden sich Menschen. Sie sind schutzlos. Wenn du den anderen nicht tötest, dann werden die Wölfe die Menschen im Dorf zerfleischen, wie sie es früher getan haben. Nie mehr wird Ruhe einkehren, und der Ort wird zu einem gewaltigen Grab. Hast du mich verstanden?«

»Ja.«

»Und wie willst du dich nun entscheiden?« fragte Fenris, der Götterwolf.

Die Äbtissin schwieg. Ich konnte mir vorstellen, daß sich hinter ihrer Stirn die Gedanken jagten. So eine schwere Entscheidung hatte sie bestimmt noch nicht in ihrem Leben getroffen.

»Wo ist der Mann, von dem du geredet hast?« fragte sie schließlich.

Da lachte Fenris. »Er ist hier.«

»Wo?«

»Hinter dir!«

Die Nonnen drehten sich um. Auch die beiden, die das Grab schaufelten.

Und ich erhob mich!

***

Man hatte den Toten weggeschafft. Father Stone war dabeigewesen, und er hatte überlegt, ob er zu Kiddlars Frau gehen sollte, um ihr das Beileid auszusprechen. Dazu hätte er das Dorf verlassen müssen, und das wollte er auch nicht. Die Menschen hier brauchten jede Hand, und auch seinen Beistand.

Niemand wußte zu sagen, wieviele Wölfe sich noch innerhalb der Straße aufhielten. Vielleicht hatten sich auch welche versteckt, waren in Schuppen oder Häuser gekrochen und lauerten dort im Schutz der Dunkelheit und des Nebels auf die Beute.

In der Gastwirtschaft hatten sich einige Männer versammelt. Der Bürgermeister war ebenfalls vertreten. Er hieß Gillan, war ein verschlossen wirkender Mensch mit buschigem Schnauzbart und sehr blauen Augen. Ein Mann, der über die Geschichte des Ortes genau Bescheid wußte und das Auftauchen der Wölfe sehr ernst nahm.

Father Stone hatte sich gesetzt. Er war nicht mehr der Jüngste und mußte sich einfach ausruhen. Die Männer, die sich hier versammelt hatten, waren die mutigen. In Windeseile hatte es sich im Dorf herumgesprochen, was geschehen war. Man hatte Türen und Fenster verriegelt, kein Wolf sollte die Chance bekommen, in eines der Häuser einzudringen und Frauen oder Kinder anzugreifen.

Die Unsicherheit aber blieb…

Es gab zahlreiche Tiere in Avoca. Hunde, Katzen, Hühner, Gänse, Enten, das größere Schlachtvieh einmal nicht mitgerechnet. Und auch die Tiere spürten, daß etwas nicht stimmte. Hier war einiges anders. Sie merkten den Schatten der Gefahr, der über Avoca lag.

Dementsprechend ruhig verhielten sie sich.

Die versammelten Männer waren bewaffnet. Zumeist trugen sie Jagdgewehre, aber auch Äxte, Beile und Messer. Damit hofften sie, der Wolfsplage Herr zu werden.

Bürgermeister Gillan räusperte sich, bevor er anfing zu reden.

»Wir leben in einer modernen Zeit«, sagte er, »aber jeder von uns kennt die Vergangenheit dieses Dorfes. Wir wissen, was geschehen ist, daß vor sehr, sehr langer Zeit ein dämonischer Einfluß über diesem Gebiet lag. Die Legende erzählte nicht umsonst von dem germanischen Wolf Fenris, der in das Gebiet der Kelten und Druiden eingedrungen war und sich eine Insel der Macht geschaffen hat. Unsere Vorfahren hatten ein Kloster gebaut, eine Trutzburg, einen Schutz gegen den bösen, dämonischen Einfluß. Wir sind den Nonnen zu großem Dank verpflichtet. Denn ihr Orden hat es in den letzten Jahrhunderten übernommen, der Wolfsplage Herr zu werden, so daß wir in Ruhe und Frieden leben konnten. Doch die Zeiten haben sich geändert. Irgendwie muß es den Wölfen gelungen sein, den Schutz des Klosters zu durchbrechen. Sie sind nach Avoca zurückgekehrt, und sie sind ebenso schlimm wie vor Hunderten von Jahren, wenn man der Sage glauben darf. Damals haben sich die Menschen verkrochen, weil sie sich fürchteten. Heute aber besitzen wir Waffen, bessere Waffen, mit denen wir ihnen begegnen können. Wenn die Wölfe sich erdreisten, unser Dorf zu besetzen, werden wir sie töten. Wir müssen sie ausrotten, ein für allemal.«

Nach diesen Worten erntete der Bürgermeister beifälliges Nicken aller Versammelten.

»Und wie hast du dir das vorgestellt?« erkundigte sich der Lehrer.

Er wollte auch mitgehen, ein schmalschultriger Mann mit einer randlosen Brille und hellen, strohigen Haaren.

»Wir könnten Gruppen zu je drei Mann bilden«, erwiderte der Bürgermeister. »Dabei teilen wir das Dorf in Parzellen auf. Jede Gruppe übernimmt eine Parzelle und durchsucht sie. Wenn sie auf einen Wolf trifft, dann muß sie ihn töten.«

Die Männer schauten sich an. Ihre Gesichter zeigten einen ernsten Ausdruck, alle wußten, daß sie Verantwortung trugen, und niemand von ihnen hatte einen anderen Vorschlag.

»Dann sind wir uns einig?« erkundigte sich der Bürgermeister.

»Ja.« Der Lehrer antwortete für alle.

»Moment noch.« Diesmal war es der Pfarrer, der sich einmischte und den Arm hob.

Father Stone blieb sitzen und wartete einen Augenblick, bis sich die Blicke der Anwesenden auf ihn eingependelt hatten. »So einfach geht das nicht, meine Freunde. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir es hier nicht mit normalen Wölfen zu tun haben.«

»Wie?«

Father Stone schaute den Lehrer an. »Sie kennen doch auch die Sage, Mr. Dell. In der Schule haben Sie den Kindern oft genug davon erzählt. Die Wölfe, die damals und auch heute in unser Dorf eingefallen sind, kann man nicht als normale Tiere bezeichnen. Sie stehen unter einem dämonischen Bann. Ich glaube kaum, daß sie sich erstechen, erschlagen oder erschießen lassen.«

Betroffenheit zeichnete sich auf den Gesichtern der Anwesenden ab. Da hatte der Geistliche ein wahres Wort gesprochen. Auf die Kraft der Waffen konnten sie nicht vertrauen.

»Wie sollen wir es dann machen?« fragte ein bärtiger Mann, der einen großen Hof besaß, zu dem zahlreiche Schafweiden gehörten.

»Mit den Waffen der Kirche«, erwiderte der Pfarrer klar und deutlich.

Im Augenblick wußte niemand darauf etwas zu sagen. Ein Mitglied lachte hart auf, als er den Blick des Pfarrers auf sich spürte, schwieg er jedoch.

»Und was haben Sie sich da vorgestellt?« wollte Bürgermeister Gillan wissen.

»Kreuze, Weihwasser…«

»Und Sie meinen wirklich, daß wir es damit schaffen?«

Der Pfarrer nickte. »Ja, das meine ich. Wir müssen es schaffen.«

Der Bürgermeister schaute sich um. In jedes einzelne Gesicht blickte er. Da war niemand, der ihn unterstützte und das Wort übernehmen wollte.

»Ihr glaubt mir nicht?«
»Es ist zumindest schwer, Herr Pfarrer«, erwiderte der Bürgermeister.
»Ja, das kann ich mir denken. Es ist wirklich nicht leicht. Ich habe auch zu den Zweiflern gehört. Ich wollte sogar die Dämonie der Wölfe ignorieren, aber ich habe mich eines Besseren belehren lassen müssen. Der Mann aus London hat es mir bewiesen. Durch sein Kreuz konnte ein Wolf getötet werden. Und ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie der Geist der Mutter Barbara aus dem Wolf herausgefahren ist. Dieses Tier war verflucht, obwohl die Seele der Äbtissin in ihm lebte. Doch durch die Berührung mit dem Kreuz hatte die Seele der gütigen Mutter Barbara wieder Ruhe finden können. Sie hat sich für uns geopfert, für uns Menschen, und allmählich beginnt sich das Geheimnis zu lichten, das über dem Orden liegt. Was ich durch meine Fragen nicht erreicht habe, bekommen wir nun bewiesen, und wir sollten die Nonnen nicht allein lassen, sondern mithelfen.«
»Wie ist es denn mit den Männern aus London?« fragte jemand.
»Sie wollten zum Kloster.«
»Da sind sie den Wölfen ja schön aus dem Weg gegangen«, meinte ein anderer.
»So dürfen Sie nicht reden!« fuhr der Pfarrer den Mann an. »Nein, so nicht.«
Bürgermeister Gillan hob beide Hände und bat um Ruhe. »Ich bin dafür, daß wir meinen Vorschlag annehmen und erst einmal die Runde machen. Sollten wir keinen Erfolg damit haben, können wir noch immer auf die Hilfe des Pfarrers zurückkommen. Wer meiner Ansicht ist, möge sich erheben.«
Alle standen auf.
Father Stone schüttelte den Kopf. »Männer«, sagte er leise. »Ihr lauft in euer Unglück. Die Wölfe sind stärker.«
Zwei lachten. »Wir aber auch.« Sie klopften auf ihre Gewehrschäfte.
Dann verließen sie das Hinterzimmer. Der Pfarrer schaute ihnen nach und faltete die Hände. Er glaubte nicht, daß die Leute es schaffen würden.
Vor der Tür empfing die Männer der dichte Nebel, der die Suche noch unnötig erschwerte. Die wenigen Lampen, die brannten, waren kaum zu erkennen. Höchstens als milchige, verwaschene Gebilde.
Zudem war es kalt geworden. Die Männer stellten die Kragen ihrer Jacken hoch. Flüsternd wurden letzte Einzelheiten besprochen. Man einigte sich schnell darauf, wer wo suchen sollte. Und Schüsse würden trotz des Nebels zu hören sein.
»Alles klar?« fragte der Bürgermeister.
Die Leute nickten.
Sie wünschten sich noch gegenseitig viel Glück, bevor sie sich trennten. Schon bald waren sie im dichten Nebel verschwunden. Es

schien, als hätte sie es nie gegeben…

***

Wahrscheinlich war der Nebel so dicht, daß ich von den Nonnen nicht gesehen werden konnte, denn erst als ich vorschritt und meine Umrisse deutlicher wurden, sahen die Nonnen mich.

Ihre Reaktionen zeigten Unterschiede. Es gab Frauen, die schrien leise auf, andere standen stumm, wie die beiden mit dem Spaten und eine schaute mich direkt an.

Clarissa, die Äbtissin.

Das Kreuz hatte ich vor meiner Brust hängen. Trotz des dichten Nebels schimmerte es silbern. Es strahlte einen matten Glanz ab, und der gab mir irgendwie Kraft.

Denn Kraft brauchte ich, da ich wußte, welch ein gefährlicher Gegner dieser Fenriswolf war.

Auch er hatte sich umgedreht und schaute mir entgegen. Er stand neben der Äbtissin. Die Frau wirkte klein und unscheinbar im Vergleich zu der rotäugigen Bestie. Fenris hatte die Zähne gefletscht.

Aus seinem Maul troff giftgrüner Geifer. Tief in seiner Kehle vernahm ich ein Grollen. Es hörte sich an wie ein anstürmendes Gewitter und zitterte mir entgegen.

Die übrigen Nonnen hatten mir schweigend Platz gemacht.

Wohl war mir nicht zumute. Der Schädel des Wolfes befand sich etwa in meiner Kopfhöhe. Er war schon ein gewaltiges Biest, ein Spiel- und Wachhund der germanischen Götter. Seltsam waren nur seine Augen. Sie schimmerten zwar rot, aber ich glaubte in ihnen auch so etwas wie Gefühl und Wissen zu lesen. Das Wissen um Dinge, die für uns Menschen ein Rätsel sind.

Je näher ich an ihn heranschritt, um so deutlicher sah ich die echte Farbe des Fells.

Tiefschwarz.

Wie die Nacht, wie das Böse schlechthin…

Als ich die Nonnen passiert hatte, blieb ich stehen. Jetzt trennten mich nur noch wenige Schritte von Fenris, und die Entfernung wollte ich auch beibehalten.

Der Mantel des Schweigens legte sich über den kleinen Klosterfriedhof. Gespenstisch wirkte die Szene. Da war der Nebel, dessen geisterfahle Schwaden wallten und rollten. Manchmal erinnerten sie mich an große Tücher, die alles zudecken wollten, damit niemand das Elend der Welt mehr sah. Die Nonnen, in ihren langen Kutten und ebenfalls von Schleiern umspielt, bildeten zusammen mit den Grabsteinen die gruselige Kulisse für mich und den Wolf.

Mein Blick wanderte nach rechts. Dort stand die Äbtissin. Clarissa

hieß sie. Eine Frau, die einen ungeheuren Mut bewies, indem sie gegen den Wolf und das Schicksal ankämpfte. Sie wollte sich opfern, um Menschen zu retten, damit auch der ewige Kreislauf nicht unterbrochen wurde.

Genau das wollte ich nicht.

Der Kreislauf sollte unterbrochen werden, es sollten keine Menschen mehr sterben, es sollten keine Opfer mehr gebracht werden.

Einmal mußte Schluß sein. Zu lange schon war der tödliche Kreislauf gelaufen, jetzt nicht mehr.

Aber konnte ich einen Kampf gegen den mächtigen Wolf überhaupt gewinnen?

Das war die große Frage. Ich wußte aus Sagen und Legenden, wie gefährlich der Götterwolf war. Er, der die germanischen Gottheiten auf ihren wilden Raubzügen begleitete und der auch Thor zur Seite gestanden hatte.

Der Gott mit dem gewaltigen Hammer, der von den Germanen und den Wikingern gleichzeitig verehrt wurde.

»Wer bist du, Mann mit dem Kreuz?«

Ich lächelte. »Hat sich das in eurer Welt noch nicht herumgesprochen? Du müßtest mich doch kennen, oder hat der große Thor dir nichts davon erzählt?«

»Dann bist du John Sinclair, der Geisterjäger!«

»Richtig. Und ich habe einmal mit Thor Seite an Seite gekämpft, als Partner.«

Das war nicht gelogen, denn mich hatte mal ein Fall in die Lüneburger Heide geführt, wo sich untote Wikinger und Germanen zu einem erbarmungslosen Kampf trafen.[4] Mittendrin Will Mallmann und ich. Und damals mußten wir auch noch das Leben zahlreicher Kinder retten.

Dieser Wolf wußte also doch Bescheid. Ich schaute auf sein gewaltiges Maul. Die Zunge hing wie ein großer Lappen darin, und sie bewegte sich.

»Du kannst mir viel erzählen, Geisterjäger!« fauchte er mir entgegen. »Und es stimmt auch, was du gesagt hast. Aber das Vergangene und das hier sind verschiedene Dinge. Ich sehe nicht ein, daß du mir hier ins Handwerk pfuschst. Vor langer, langer Zeit habe ich diesen Flecken Erde erobert. Ich nahm ihn den Kelten weg, und die Wölfe, die in den tiefen Wäldern lebten, machte ich zu meinen Dienern. Sie haben mir immer gehorcht, sie gehorchen mir auch jetzt. Als Dank für diesen Stützpunkt besorge ich dem Teufel Seelen. Und zwar Seelen von Gerechten, wie diesen Frauen hier.«

»Seit wann paktiert ein Mitglied des Götterreigens mit dem Teufel?« höhnte ich.

»Das ist meine eigene Sache!«

»Dann weiß Thor nichts davon.«
»Nein. Und du wirst auch keine Gelegenheit haben, es ihm zu verraten, Geisterjäger. Asmodis bekommt noch eine Seele von mir. Nämlich deine. Darauf ist er besonders scharf. Wie ich hörte, bist du ihm entkommen, als er die Blutorgel spielte, aber heute entkommst du ihm nicht mehr.«
»Und was ist mit der toten Frau, die plötzlich zu einem Wolf geworden ist?«
»Es war einfach Pech, wie ihr Menschen sagt. Sie hätte ihre Ruhe finden können, doch ihre Seele geriet in eine für sie unangenehme Konstellation. Ich wußte genau, daß ich heute zurückkehren würde und streckte schon meine Fühler aus. Die magische Sphäre erreichte meine schlafenden Diener, so daß die Wölfe wieder erschienen, um die Menschen zu terrorisieren. Jeder frisch aufgebahrte Mensch, der in die magische Vorentladung hineingerät, wird zu einem Wolf. So ist es auch der Frau ergangen. Wenn du sie erlösen willst, dann mußt du sie schon töten, John Sinclair.«
Das waren harte Worte. Ich hatte sie begriffen, und ich wußte ferner, daß mir wohl kaum eine Chance blieb, Nadine Berger zu retten.
Denn töten konnte ich sie nicht.
Nein, das würde ich nicht fertigbringen.
Zum erstenmal meldete sich die Äbtissin zu Wort. Sie hatte eine klare, weiche und angenehme Stimme. Ihr Gesicht war blaß, die Augen dunkel. Sie drehte den Kopf und wandte sich an den Wolf.
»Laß ihn leben, Fenris. Nimm meine Seele, so wie es schon immer gewesen ist, aber er soll nicht sterben.«
Die Worte paßten dem Wolf nicht. Sein pechschwarzes Fell sträubte sich. Dann fauchte er Clarissa an. »Weißt du überhaupt, wer er ist? Geisterjäger John Sinclair. Er ist ein Feind der Hölle. Mir gelingt es hin und wieder, einen Blick aus meiner Welt in das Reich der Finsternis zu werfen. Dort sehe ich sie alle. Und ich sehe, daß sie John Sinclair töten wollen. Der Teufel persönlich setzt alles ein, um ihm den Garaus zu machen. Wenn ich dem Satan damit einen Gefallen erweisen kann, dann werde ich es tun. Ohne Rücksicht auf Verluste. Sinclair darf nicht mehr länger leben.«
»Ist das deine Dankbarkeit?« fragte die Äbtissin. »Haben wir dafür die christlichen Symbole des Klosterfriedhofs zerstört, damit du uns so dankst?«
»Ich bin nur einem dankbar. Meinem Herrn.«
»Wer ist das?« fragte ich. »Thor oder Asmodis?«
»Im Moment der Teufel!«
Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sich sein Körper streckte. Fenris würde springen!

***

Sie hatten Dreiergruppen gebildet und bewegten sich durch das Dorf. So kannten sie ihren Ort nur an wenigen Tagen im Jahr. Voller Nebel, der überall seine dichte graue Decke gebildet hatte. Kein Haus, kein Platz, kein Baum blieb verschont, der Nebel drang überall hin. Und er kroch an den Wänden hoch, suchte sich seinen Weg in schmale Spalten und Ritzen, so daß er jede Leere mit den dampfenden, wallenden Schwaden ausfüllte.

Die Gruppen hatten sich bereits nach wenigen Yards aus den Augen verloren. Bürgermeister Gillan, der Lehrer Dell und ein schweigsamer Mann namens Farlane blieben zusammen. Farlane trug ein Schrotgewehr. Es besaß zwei Läufe, und er hatte auch zwei Patronen mit gehacktem Blei in die Kammern geschoben. Sein Gesicht zeigte wilde Entschlossenheit, die Wölfe sollten die Ladungen auf ihr Fell gebrannt bekommen, das schwor er sich.

Der Bürgermeister trug ebenfalls ein Gewehr. Es war eine Jagdflinte, nur der Lehrer war mit einem Messer bewaffnet. Ein Hirschfänger mit breiter Klinge. Sicherheitshalber hatte ihm noch jemand ein Schermesser gegeben. Auch die Klinge war äußerst spitz und sehr scharf. Wenn der Schäfer damit durch die Wolle fuhr, dann fiel sie so ab, ohne daß er viel Kraft aufwenden mußte.

Obwohl der Nebel fast alle Geräusche schluckte, bemühten sich die Männer, so leise wie möglich aufzutreten. Sie schlichen, und sie kamen sich bald vor wie Diebe in der Nacht. Dabei hatten sie die Ohren gespitzt und achteten auf jedes Geräusch.

Sogar das Miauen einer kleinen Katze schreckte sie auf. Lehrer Dell war es, der herumfuhr und den Hirschfänger zog. Die Katze huschte an ihnen vorbei und verschwand.

Die drei atmeten auf.

»Verdammt, ich bin nervös«, gab Dell zu.

Farlane und Gillan nickten. Auch sie waren nicht die ruhigsten.

Am liebsten hätten sich alle drei irgendwo in ihren Häusern verkrochen, als hier herumzulaufen, doch das wagte niemand zuzugeben.

So schwiegen sie darüber.

Nach einem fünfminütigen Fußmarsch erreichten sie eine Kreuzung. Links führte die breiteste Straße von Avoca ein wenig bergab.

Die vereinzelt am Straßenrand stehenden Autos wirkten in der trüben Suppe wie Gegenstände aus einem Zukunftsfilm.

Sie hatten sich abgesprochen, daß die Hauptstraße zu ihrem Kontrollbezirk gehörte. Deshalb gingen sie die Fahrbahn hinunter. Sie nahmen die gesamte Breite ein. Der Lehrer und der Bürgermeister gingen rechts und links, der Mann namens Farlane in der Mitte.

Wenn sie die Gehsteige betraten, dann waren sie sehr vorsichtig. Zudem schauten sie auch immer wieder in die Einfahrten zwischen

den einzelnen Häusern hinein sowie in die Hauseingänge. Dort suchten sie nach den Wölfen, denn die konnten sich überall versteckt halten.

Immer wenn sie nichts fanden, atmeten sie auf.

Das langgezogene Heulen traf sie so plötzlich, daß sie stoppten, als wären sie vor eine Mauer gelaufen.

»Was war das?« flüsterte der Lehrer überflüssigerweise.

Als Antwort krachte ein Schuß. Und dann noch einer und ein dritter. Das dumpfe Wummern rollte über die Hausdächer und klang gedämpft. Auch der folgende Schrei.

Die Männer zuckten erst zusammen und erstarrten dann. Sie schauten sich an.

Niemand wagte etwas zu sagen, doch in ihren Augen stand die Antwort auf die unausgesprochene Frage schon zu lesen.

Der Wolf hat einen von uns getötet!

Es wurde wieder still.

»Was machen wir?« fragte der Lehrer. »Weitergehen?«

Da der Bürgermeister keine Antwort gab, sagte Farlane. »Ja, wir gehen weiter.«

Auf der rechten Seite quietschte eine Tür. Es war die der Polizeistation.

Aber niemand verließ den Raum. Windig war es auch nicht. Wer hatte die Tür dann bewegt?

Die drei Männer blieben auf der Straßenmitte stehen, drehten sich allerdings so, daß sie die Polizeistation im Auge behalten konnten.

Es brannte Licht.

Der aus den Fenstern fallende Schein reichte nicht einmal bis zum Kantenstein des schmalen Bürgersteigs. Er verlor sich in den Nebelschleiern.

»Ob sie da sind?« fragte der Bürgermeister.

»Muß ja, denn es brennt Licht«, lautete Farlanes Meinung.

Der Lehrer widersprach ihm. »Sie können es auch brennen gelassen haben.«

»Klugscheißer!«

»Bitte, bitte, Gentlemen«, mischte sich Gillan ein. »Keinen Streit. Den können wir wirklich nicht gebrauchen.«

Die Leute schwiegen.

Farlane entschloß sich, nachzuschauen. Das sagte er auch.

Allerdings wollten ihn der Bürgermeister und der Lehrer nicht allein gehen lassen, und so schritten sie gemeinsam auf die schmale Tür der Polizeiwache zu.

Farlane hatte trotzdem die Führung übernommen. Die Schrotflinte hielt er mit beiden Händen fest. Der Lauf wies nach vorn und bildete mit dem Körper einen rechten Winkel.

Die Mündung berührte das Holz. Ein kleiner Druck, und die Tür schwang auf.

Sie knarrte ein wenig, hinzu kam das Quietschen, aber das störte die Männer nicht. Sie hörten es nicht einmal, denn sie hatten nur Augen für das grauenhafte Bild, das sich ihnen bot.

Die beiden Polizisten lagen in ihrem Blut. Starre Augen blickten gegen die Decke.

Und zwei kalte Augenpaare funkelten die drei Männer an. Sie gehörten den Wölfen, die sprungbereit neben den toten Polizisten standen…

***

Zurück blieb der Pfarrer.

Father Stone wußte, daß sie einen Fehler gemacht hatten. Da war er sicher. Die Männer hätten auch die geweihten Waffen mitnehmen sollen, nicht nur Gewehre oder Messer, denn damit konnte man den dämonischen Kreaturen kaum an den Kragen.

Es war kalt im Hinterraum der Gastwirtschaft. Die umgefallenen Tische und Stühle standen wieder in Reih und Glied. Nur durch das zerbrochene Fenster zog noch die Kühle herein und wurde von den Nebelschwaden begleitet.

Irgendwie ahnte der Pfarrer, daß die Menschen es nicht schaffen würden, das Böse zu besiegen. Es hatte zu lange Zeit gehabt, sich zu manifestieren. Und wo es einmal saß, da mußte man schon ein Radikalmittel anwenden, um es wegzubekommen.

So und nicht anders sah die Wirklichkeit aus.

Father Stone erhob sich. Er dachte an die Nonnen im Kloster. Daß sie in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den dämonischen Wölfen standen, war ihm bekannt. Er wußte allerdings nicht, wieso und warum, denn die Nonnen waren gläubig und keine Menschen, die den Teufel anbeteten. Davon hatte sich der Pfarrer schon des öfteren überzeugen können.

Er durchquerte das Hinterzimmer und öffnete die Tür zum Gastraum. Bis auf den Wirt war er leer. Auch die vordere Tür hatte der Mann geschlossen. Old Nick, wie der Wirt genannt wurde, saß auf einem Hocker hinter dem Tresen und hatte eine alte Armeepistole vor sich liegen.

Als der Pfarrer den Raum betrat, wandte er den Kopf. »Es sieht schlecht aus, nicht wahr?«

»Man soll nie den Mut verlieren und auf Gott vertrauen«, erwiderte der Geistliche.

»Vielleicht.« Der Wirt deutete auf die Pistole. »Aber wenn die Wölfe kommen, dann verlasse ich mich darauf.«

»Ich weiß nicht, ob das etwas nützt?«

Old Nick lachte. »Fragen Sie mal meine Frau. Kurz nach unserer Hochzeit, der Krieg war gerade vorbei, habe ich den letzten Wolf erledigt. Mit dieser Waffe.«

»Und wo war das?«

»In Schweden.«

»Sehen Sie, das waren andere Wölfe, Old Nick. Hier haben wir es mit einer dämonischen Abart zu tun. Diese hier sind nicht normal, sondern dem Teufel geweiht.«

Die Augen im runden Gesicht des Mannes wurden groß. »Sie können einem ja richtig Angst machen.«

»Das war nicht meine Absicht. Sorry. Wo ist eigentlich Elly?«

»Die habe ich nach oben geschickt.«

»Das war gut.«

Der Wirt, er brachte fast drei Zentner auf die Waage und trug aus diesem Grunde nur immer einen Kaftan anstatt eines Hemdes, rutschte vom Hocker. »Wollen Sie einen Schnaps, Hochwürden?«

»Der könnte nicht schaden.«

»Meine ich auch.«

Neben dem Spülbecken für die Gläser standen die Flaschen. Der Wirt griff nach dem Selbstgebrannten. Den trank Hochwürden am liebsten, das wußte er.

Zwei Doppelte schenkte er ein und reichte dem Geistlichen ein Glas rüber. »Zur Gesundheit, Herr Pfarrer.«

»Hoffentlich behalten wir die«, erwiderte Father Stone.

Old Nick warf seinem Gegenüber einen langen Blick zu, bevor er das Glas in einem Zug leerte. »Noch einen?«

»Nein, danke.« Der Pfarrer stellte das Glas zur Seite.

»Eigentlich hatte ich ja mitgewollt«, sagte Old Nick. »Aber ich kann mich so schlecht bewegen. Ich glaube, ich muß doch mal etwas abnehmen.«

Der Pfarrer lächelte.

Danach schwiegen die Männer. Nur das Tropfen eines Wasserhahns war zu hören. Den dicken Wirt machte dies nervös. Er ging und drehte den Hahn zu.

»So«, sagte er.

Wieder wurde es still. Nach einer Weile hörten die Männer von oben Schritte. Das war Elly, die bessere Hälfte von Old Nick. »Sie kann auch nicht schlafen«, sagte der Wirt.

»Wer kann das schon?«

»Eben.«

Wieder verging die Zeit. In den nächsten Minuten tat sich nichts.

Dann zuckten beide Männer zusammen, weil sie glaubten, Schüsse gehört zu haben. Father Stone wollte es genau wissen. Er lief zur Tür, um zu öffnen.

»Hochwürden, bleiben Sie hier. Ich…«

Old Nicks Warnung fruchtete nicht, Father Stone hatte die Tür bereits aufgezogen. Der Nebel wallte in dicken Schlieren durch die Öffnung und verteilte sich in der Gastwirtschaft. Father Stone streckte seinen Kopf durch den Spalt und bewegte ihn von einer Seite zur anderen. In der rechten Hand umfaßte er das Kreuz.

»Nichts zu sehen«, berichtete er.

»Und zu hören?«

Der Geistliche zog sich wieder zurück. »Auch nichts, Nick.«

»Vielleicht haben sie ein paar von den Biestern erledigt«, hoffte der Wirt.

»Möglich.«

»Ich muß mir noch einen Schnaps genehmigen.« Sicherheitshalber hatte Nick die Flasche in seiner Reichweite stehengelassen. Er zog den Korken hervor und kippte das Glas voll.

Gerade als er trinken wollte, klangen vor der Tür hastige Schritte auf. Im nächsten Augenblick wurde sie aufgestoßen, und Nick fiel vor Schreck das Glas aus der Hand, als er die blutüberströmte Gestalt sah, die in die Gaststube torkelte…

***

»Wenn du springst, werde ich dich töten!«

Ich hörte die Stimme und hätte gern einen Jubelschrei ausgestoßen, denn derjenige, der da gesprochen hatte, war mein Freund und Kollege Suko.

Fenris gehorchte tatsächlich. Nur sein Fell sträubte sich noch mehr, und ein Knurren drang aus seinem Maul.

»Wer bist du?«

»Einer, der dich zur Hölle schicken wird.«

Das waren Worte, die Fenris überhaupt nicht gefielen. Plötzlich kreiselte er herum.

Und mitten hinein in den Schlag mit der Dämonenpeitsche.

Die Frauen schrien auf. Ich sprang vor, riß Clarissa an mich und schleuderte sie nach hinten, damit sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone geschafft wurde.

Als ich ebenfalls zurückwollte, traf mich ein gewaltiger Schlag gegen die Brust. Es war ein Hieb wie mit dem Hammer. Ich verlor den Bodenkontakt und sah, während ich fiel, wer oder was mich da getroffen hatte.

Der Schwanz des Wolfes. In ihm steckte die Kraft, aber er hatte auch das Kreuz berührt, und genau an dieser Stelle wurde der Schwanz langsam grau.

Wieder klatschte es.

Fenris heulte wütend. Normale Dämonen wurden von der

Dämonenpeitsche zerstört. Zumeist lösten sie sich in einer stinkenden Pestwolke auf. Anders Fenris. Er konnte die Hiebe einstecken, Ohne daß sie ihm etwas taten. Allerdings schwächten sie ihn, denn der nächste Sprung war nicht so kraftvoll wie der erste. Mit einem Satz setzte er über die erstarrt dastehenden Nonnen hinweg und verschwand.

Ich kam wieder auf die Beine und sah soeben noch den hünenhaften Wolf im Nebel untertauchen.

Suko stand da wie ein begossener Pudel. Auch ich war nicht dazu gekommen, mein Kreuz einzusetzen.

Fenris war zu schnell gewesen.

»Wo läuft er hin?« schrie Clarissa.

Die Antwort gab ihr der Dämonenwolf selbst. Aus dem Nebel hörten wir seine Stimme. »Jetzt sind sie verloren!« brüllte er. »Ich werde sie mir holen. Alle…«

Wir standen wie erstarrt. Ich spürte wieder Schmerzen im Bein, jetzt wo die erste Spannung nachgelassen hatte. Ausruhen galt nicht, wir mußten etwas unternehmen.

»Zum Wagen!« rief ich Suko zu.

Der Chinese hatte sich kaum gedreht und war ebenso wie ich ein paar Schritte in Richtung Bentley gelaufen, als ein anderer in die Auseinandersetzung eingriff.

Thor!

Wie damals, als ich gegen untote Wikinger und Germanen kämpfte. Allerdings sahen wir ihn nicht, nur einen sehr breiten und gewaltigen Blitz, der den Nebel spaltete oder ihn aufriß wie einen gewaltigen Vorhang.

Ein Dröhnen.

Als hätte es eine Explosion gegeben, so traf uns die Druckwelle und schüttelte uns durch. Schreiend liefen die Nonnen davon, nur Clarissa blieb stehen und schaute wie wir in den wallenden Nebel, aus dem sich schemenhaft ein Gesicht schälte. Breit war es, wild und ungezügelt. Auf dem Kopf saß ein Helm. Rechts und links stachen zwei gebogene Hörner hervor.

Ja, das war Thor!

»Ich werde ihn bestrafen!« schrie der Donnergott. »Fenris gehört zu uns, nach Asgaard. Die Unterwelt hat kein Recht, ihn sich bei uns auszuleihen. Mit diesem Schlag meines Hammers habe ich die Magie dieses Fleckens aufgelöst.«

Das waren seine letzten Worte. Danach wallten wieder die grauen Schleier, und das Gesicht war nicht mehr zu erkennen.

Wenn mir jemand so etwas erzählt hätte, wahrlich, ich hätte es nicht geglaubt. So hatten wir es selbst erlebt, zusammen mit den Nonnen, die ratlos herumstanden, redeten, jedoch zu keinem Ergebnis kamen,

weil sie einfach nicht wußten, wie sie das Phänomen erklären sollten.

Clarissa kam auf uns zu. Der Blick ihrer Augen war ernst. Auch las ich darin eine Frage.

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber ich kann es nicht erklären.«

»Der Wolf existiert noch.«

»Ja.«

»Dann fahre ich mit Ihnen nach Avoca«, erklärte mir die Äbtissin.

»Kommen Sie, wir müssen uns beeilen. Diese Bestien sind gefährlich und die Menschen schutzlos.«

Da hatte die Äbtissin etwas Wahres gesagt. An ihre Nonnen und Mitschwestern dachte sie nicht mehr. Sie raffte den langen Saum ihrer Tracht hoch und rannte auf unseren Wagen zu.

Wir folgten ihr.

***

Zwei Wölfe – zwei Tote!

Farlane, Bürgermeister Gillan und der Lehrer Dell sahen dies zwar, aber sie konnten es kaum begreifen. Bisher war ihnen das wie ein Spaß vorgekommen, nun wurden sie direkt mit den Leichen ihrer Mitbürger konfrontiert.

Die Bestien hatten schrecklich gewütet.

»Schieß doch!« zischte Gillan. »Mach schon, Farlane!«

Der hünenhafte Mann zögerte. In seinem Gesicht arbeitete es. Er hatte zwar die Schrotflinte angelegt, aber es fehlte ihm plötzlich der Mut, abzudrücken.

Da sprang der Wolf.

Farlane und die anderen beiden Männer sahen, wie sich der graue Räuber in die Luft schraubte, wobei er sich kräftig abgestoßen hatte und auf Farlane zuflog.

Der schoß.

Fußlang stach die Mündungsflamme aus dem Lauf. Begleitet wurde sie von einem wahren Hagel aus Schrot, der mit ungeheurer Wucht in den Körper des Tieres hieb.

Es war ein Treffer, der normalerweise, und vor allen Dingen auf so kurze Distanz gefeuert, den Wolf hätte zerreißen müssen. Farlane bekam alles wie in Zeitlupe mit, während hinter ihm die beiden anderen Männer fluchtartig durch die Tür des kleinen Polizeigebäudes sprangen.

Die Bestie befand sich etwa in Höhe der Trennbarriere, als die Ladung in ihren Körper hieb. Sie zerhämmerte ihn fast, mußte ihn zerteilen, und Farlane wartete auf den Erfolg, als der Wolf ihn bereits ansprang.

Diesem Aufprall hatte auch der Hüne von Mann nichts

entgegenzusetzen. Er kippte zurück, fiel gegen die Tür und drückte sie ins Schloß. Dieses schnappende Geräusch hörten auch der Lehrer und der Bürgermeister, die sich beide bis auf die Straße zurückgezogen hatten, um auch einen freien Fluchtweg zu haben.

Sie hörten den Schuß.

»Ha, jetzt hat er ihn erledigt!« keuchte Gillan der Bürgermeister, während sich Lehrer Dell zurückhielt, denn er war von einem Erfolg nicht so überzeugt.

Was weiter geschah, konnten die beiden Männer zwar sehen, aber sie mußten sich auch etwas hinzureimen.

Die Tür fiel zu.

Von innen hatte jemand dagegengetreten. Schatten flogen durch den Raum. Sie durchquerten dabei auch die Lichtinseln der Fenster, deshalb waren sie zu sehen.

Ein Schrei!

Gurgelnd und röchelnd ausgestoßen. Eine wilde, unkontrollierte Bewegung. Hochgerissene Arme warfen Schatten ins Rechteck des Fensters, der zweite Wolf sprang, ein dumpfer Aufprall, noch ein Schrei, dann ein schreckliches Geräusch, das den beiden Männern durch Mark und Bein schnitt, danach Stille.

Tödliche Stille…

»Mein Gott!« flüsterte der Bürgermeister. Er schlug hastig ein Kreuzzeichen. Neben ihm stand der Lehrer starr auf dem Fleck.

Bleich war er im Gesicht. Sämtliches Blut schien daraus gewichen zu sein. Das Messer hielt er in der Hand wie einen Fremdkörper. Er öffnete die Finger, und die Klinge fiel zu Boden. Weder er noch der Bürgermeister achteten darauf.

Dafür sahen sie etwas anderes.

Schatten!

Aber nicht im Innern eines Hauses, sondern auf der Straße. Ihre Form war länglich, und sie huschten nicht weit entfernt von einer Straßenseite auf die andere.

Bürgermeister Gillan begriff zuerst. »Wir sind umzingelt!« flüsterte er mit rauher Stimme. »Verdammt, sie kriegen uns…«

»Und was machen wir?« flüsterte Dell.

»Vorsichtig zurückziehen«, erwiderte der Bürgermeister, wobei seine Blicke an den in der Nähe aufragenden Hausfassaden entlangglitten. Da war kaum etwas zu sehen. Der Nebel lag einfach zu dicht davor. Sie erkannten zwar schemenhaft die Umrisse der Fenster, nur Hilfe konnten sie nicht erwarten.

»Die Türen sind verschlossen«, zischte Dell, wobei er sich furchtsam umschaute. »Wir haben es den Leuten doch selbst gesagt. Sie werden uns nicht hineinlassen…«

»Versuchen wir es!« Gillan hatte seine erste Angst überwunden.

Die Kämpfernatur drang bei ihm wieder durch. Die Wölfe befanden sich in der Stadt, okay, aber aufgeben wollten sie deswegen nicht.

Der Bürgermeister packte Gillan am Arm und zog ihn mit. Er ging in die Richtung, aus der sie auch gekommen waren. Zwei Häuser vor der Polizeistation befand sich ein Geschäft, in dem es alles zu kaufen gab. Von den Lebensmitteln bis hin zum Rasenmäher. Der Laden gehörte einem Freund des Bürgermeisters. Dort würden sie sicherlich Hilfe finden.

Nach den ersten Schritten liefen sie schneller und erreichten auch den schmalen Bürgersteig.

Zur Wohnung gelangte man durch die Tür, die direkt neben der Schaufensterscheibe lag.

Gillan erreichte sie als erste und rüttelte an der Klinke.

Die Tür war verschlossen!

Im Mauerwerk eingelassen, schimmerte die Klingel. Ein weißer Knopf, umgeben von einem breiten Messingrand.

Gillan drückte den Knopf.

Er hörte das Schrillen der Klingel. Sie hallte durch das Haus und mußte auch oben zu vernehmen sein.

Da rührte sich nichts. Die Menschen hatten Angst. Und sie hatten sich genau an die Anordnungen des Bürgermeisters gehalten. Alles zugeschlossen, niemand sollte ins Haus kommen, auch die nicht, die Hilfe brauchten.

Als sich nichts tat, stampfte Gillan mit dem Fuß auf. Dell sicherte inzwischen nach hinten. Er versuchte, mit seinen Blicken den Nebel zu durchdringen.

Kein Wolf ließ sich sehen. Auch die Schatten waren verschwunden. Trotzdem hatte der Lehrer das Gefühl, von den Bestien eingekreist worden zu sein.

»Verdammt, verdammt!« schrie Gillan. »So macht doch auf! Los, Gerald, ich will rein!«

Keine Antwort.

Wahrscheinlich bibbert der dicke Gerald vor Angst, dachte Gillan und hat sich irgendwo verkrochen.

Der Bürgermeister wußte, daß es so nicht weiterging. Nein, sie mußten draußen bleiben und konnten vorerst nicht in die relativ sicheren Häuser.

Wütend und ängstlich zugleich drehte sich Gillan zu seinem Partner Dell um.

»Und?« fragte der Lehrer.

»Dieses Schwein läßt uns nicht ein. Er hat Angst.« Das Gesicht des Bürgermeisters verzerrte sich.

»Haben wir das nicht auch?« fragte Dell.

»Ja, verdammt, wir haben Angst. Aber ich kann doch deswegen

keinem Menschen die Hilfe verweigern.«

»Es gibt Ausnahmesituationen«, erklärte der Lehrer. »Und so eine haben wir hier.«

»Haben Sie einen Vorschlag?«

»Zurück in die Gastwirtschaft. Wir müssen die Suche eben abbrechen. Tut mir leid…«

Gillan nickte. »Wenn ich nur wüßte, was mit Farlane geschehen ist…«

»Was machen Sie sich darüber noch Gedanken?«

»Haben Sie ihn etwa aufgegeben?«

»Ja, so brutal sich das anhört. Ich habe ihn aufgegeben.«

Gillan wollte eine scharfe Erwiderung ausstoßen, als er von dem Lehrer angestoßen wurde.

»Da, sehen Sie. Mein Gott, das darf nicht wahr sein…«

Wie der Lehrer Dell schaute auch der Bürgermeister die Straße hinunter.

Er glaubte, einen Alptraum zu erleben.

Aus dem Nebel schälte sich eine riesige Wolfsgestalt. Sie war so groß wie ein Mensch, und sie wurde von zahlreichen Wölfen begleitet, die sich um den Riesenwolf geschart hatten.

Es waren mindestens sechs Wölfe. Als hätten die beiden Räuber im Polizeirevier ein Zeichen bekommen, so verließen sie das Haus.

Allerdings nicht durch die Tür, sondern durch die Fenster. Das Splittern der Scheiben war das einzige Geräusch in der nahezu absoluten Stille.

Gillan schüttelte den Kopf. Er begriff nicht, er konnte nicht begreifen, daß so etwas möglich war.

Er erlebte keinen Traum, und es war auch keine Einbildung. Die Wölfe existierten tatsächlich.

Auch das Riesentier…

Und sie kamen näher.

Nichts war zu hören, wenn sie ihre schweren Körper bewegten und die Koten auf die Erde setzten. Sie gingen lautlos und geschmeidig. Man merkte ihnen an, daß es wirklich Raubtiere waren.

Und sie würden zuschlagen.

Ihre Opfer standen fest.

Der Bürgermeister und der Lehrer!

***

Im letzten Moment gelang es dem Pfarrer, die hereintorkelnde Gestalt aufzufangen. Sie kippte ihm bereits entgegen. Father Stone hatte schon die Arme ausgestreckt. In seine griffbereiten Hände fiel der blutüberströmte Mann.

Der Geistliche legte ihn zu Boden. »Schnell, ein Kissen und

Verbandszeug!« rief er Old Nick zu.
»Ja, ja.« Der dicke Wirt bewegte sich so schnell er nur eben konnte.
Der Verletzte war dem Pfarrer bekannt. Er arbeitete als Gärtner und lebte erst seit fünf Jahren in Avoca. Ein Wolf hatte ihn angefallen und die Zähne in die Schulter des Mannes geschlagen.
Die Wunde war tief, und sah schrecklich aus. Wenn der Mann nicht die Lederkleidung getragen hätte, dann wäre es unter Umständen noch schlimmer für ihn ausgegangen.
Fieber glänzte in seinen Augen. Aber auch Angst. Er atmete pfeifend und schnell.
Der Pfarrer versuchte zu lächeln. Es wurde nur eine Grimasse.
Trotzdem sprach er tröstende Worte. »Keine Angst, mein Sohn, du bist in Sicherheit!«
»Die… die Wölfe. Sie waren plötzlich da. Ich habe geschossen, aber es nutzte nichts. Sie waren schneller. Einen von uns, den alten Rafferty, haben sie getötet …«
»Und die anderen?« fragte Father Stone.
»Ich… ich weiß nicht. Bin nur gerannt. Diese Schmerzen. Pfarrer, muß ich sterben?«
Langsam schüttelte der Geistliche den Kopf. »Nein, mein Sohn, das glaube ich nicht.«
»Ich… ich habe lange nicht mehr gebetet. Ich kenne das gar nicht mehr. Können Sie das für mich tun?«
»Natürlich.«
»Das Kissen!« Der Wirt hatte die Stimme gesenkt, er flüsterte nur noch.
Father Stone nahm das Kissen mit einem dankbaren Kopfnicken entgegen. Dann hob er den Kopf des Verletzten an und schob ihm das Kissen unter. Jetzt lag er weicher.
»Der Kasten?« fragte der Pfarrer.
»Habe ich auch.« Old Nick bückte sich und stellte den schon geöffneten Verbandskasten neben dem Pfarrer zu Boden. Father Stone hatte schnell gefunden, was er suchte. Verbandsmull, das er um die Verletzung wickelte und sehr stramm zog, damit die Blutung etwas zurückging. Völlig stillen konnte er sie wohl nicht.
»Holen Sie ihm einen Schnaps«, wies er Old Nick an.
Der Wirt füllte Selbstgebrannten in ein großes Glas. So war er sicher, daß er nichts verschüttete, weil seine Hände auf einmal so zitterten.
Der Verletzte trank, als der Pfarrer ihm das Glas schräg an die Lippen hielt. Ein Teil der scharfen Flüssigkeit rann über das Kinn des Mannes, das meiste jedoch schluckte er.
Röchelnd atmete er. Der scharfe Alkohol hatte ihm fast die Stimme genommen, er wollte sich herumwerfen, doch Pfarrer Stone hielt eisern fest. Schweiß lag auf dem Gesicht des Mannes. Zudem schien

die Stirn zu glühen.

Fieber…

Der Verletzte mußte unbedingt in ärztliche Behandlung. Father Stone fragte nach dem Doc.

»Ich weiß nicht, wo der Doc steckt«, erwiderte Old Nick.

»Rufen Sie ihn an, damit er sich bereithält!« forderte der Geistliche.

»Ja, ja, natürlich.«

Old Nick bewegte seine Massen zum Telefon, während sich der Pfarrer wieder um den Verletzten kümmerte. Der Wirt hatte den schwarzen Klingelkasten auf dem hinteren Tresenregal noch nicht erreicht, als er einen heiseren Schrei ausstieß, denn sein Blick war auf die Tür der Gastwirtschaft gefallen.

»Hochwürden, da… da …!«

Auch Father Stone schaute auf.

In der Tür stand ein Wolf!

***

Es war eine Fahrt, wie ich sie noch nie in meinem Leben erlebt hatte.

Eine unbekannte, kurvenreiche Strecke, dazu im dichten Nebel, wo man kaum etwas erkennen konnte – wirklich eine Sache für Selbstmörder. Uns hockte die Zeit im Nacken. Sie drückte wie ein Alp und steigerte das Angstgefühl.

Wir hatten Angst.

Angst um die Menschen in Avoca. Die Wölfe würden über sie herfallen wie die Pest.

Suko hatte sich in den Fond gesetzt. Von der Äbtissin hoffte ich, daß sie mir half. Sie kannte den Weg und wußte ungefähr, wann ich besonders aufzupassen hatte. Ich spürte wieder das Ziehen in meinem Bein. Die verdammte Wunde gab einfach keine Ruhe. Aber ich konnte mich nicht ausruhen, mußte fahren, denn für uns kam es wirklich auf jede einzelne Minute an.

Der Nebel war nicht lichter geworden. Im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, als hätte er sich noch verstärkt.

Die graue Wand, die das Licht der beiden Scheinwerfer sehr schnell aufsaugte, bewegte sich, rollte, wallte und schien mit tausend Armen nach dem Wagen greifen zu wollen.

Die Stoßdämpfer hatten wirklich einiges auszuhalten. Der gute alte Bentley wurde geschüttelt. Er ächzte und quietschte, erholte sich wieder, und die Reifen wühlten wie mit dicken Fingern den feuchten Boden auf, so daß breite Grasbüschel davonflogen.

Manchmal geriet ich hart an den Rand des schmalen Weges, und nur mit viel Glück waren wir bisher nicht im Graben gelandet. War mir auf der Hinreise der Weg schon lang vorgekommen, so schien die Zeit jetzt nur noch zu schleichen. Ich hatte das Gefühl, daß jede Sekunde

doppelt so lang zählte.

»Vorsicht jetzt«, warnte die Äbtissin. »Die Rechtskurve ist sehr gefährlich.«

Das war sie auch. Zum Glück hatte ich den Fuß vom Gaspedal genommen. Trotzdem schleuderte der Bentley, geriet mit dem linken Hinterreifen vom Weg ab, rutschte in den Graben und wühlte dort die nasse Erde auf.

Gas!

Wir kamen frei.

»Jetzt geht es besser«, sagte neben mir die Klostervorsteherin.

Und sie hatte recht. An der Breite des Weges erkannte ich, daß wir nicht mehr weit von unserem Ziel entfernt waren. Allerdings sah ich kein Licht, nicht den schwächsten hellen Schein, der Nebel deckte einfach alles zu.

Die ersten Gebäude erschienen als Schatten zu beiden Seiten des Weges. Häuser, Scheunen.

»Fahren Sie links. Dann kommen wir auf die Hauptstraße!«

Ich bremste ab. Soeben schaffte ich es noch, in eine Gasse einzubiegen, die bergab führte und in die Hauptstraße mündete. Das Kopfsteinpflaster war feucht. Kurz vor der Einmündung begann noch eine Kurve. Ich nahm sie und fuhr haarscharf an einer vorstehenden Hausecke vorbei.

Die Hauptstraße. »Wieder rechts!«

Die Äbtissin war ein guter Führer. Ich kurbelte am Lenkrad und bog in die Straße ein.

Endlich konnte ich besser fahren. Auch war der Belag glatter. Die Reifen rutschten nicht mehr über das rauhe Kopfsteinpflaster.

Wo lauerten die Wölfe?

Ich hatte den Gedanken noch nicht ganz ausformuliert, als sie von Suko entdeckt wurden.

»John, da vorne!«

Der Chinese hatte recht. Da befanden sich die Wölfe. Aber nicht nur die normalen Tiere, sondern auch ein übergroßes.

Fenris war da!

Ich wollte noch näher heran, gab Gas und bremste dann hart.

Der Bentley stand.

»Bleiben Sie im Wagen!« rief ich der Äbtissin zu, löste den Gurt und stieg aus.

Suko kroch ebenfalls aus dem Fond.

Und beide hörten wir die angsterfüllten Schreie!

***

Der Pfarrer zuckte zurück. Er blieb auch nicht länger in seiner hockenden Stellung, sondern stellte sich auf.

Old Nick tat zuerst gar nichts. Steif stand er vor Schreck und bewegte sich dann sehr langsam rückwärts, um dorthin zu gelangen, wo seine Armeepistole lag.

Der Wolf stand in der Tür. Er wurde sowohl von dem Pfarrer, als auch von Nick beobachtet.

Es war ein prächtiges Tier, das mußte man ohne weiteres zugeben. Rotbraun das Fell. Es glänzte wie Seide. Die Augen blickten klar und scharf, wobei die Pupillen eine grüne Farbe zeigten.

Der Kopf des Wolfes war schmal, seine Schnauze halb geöffnet, die Zähne schimmerten hell.

Ruhig stand er da und schaute die Männer an.

Father Stone geriet ins Schwitzen. Er wagte nicht einmal, die Hand zu heben und sein Kreuz zu umfassen, aus Angst, der Wolf könnte die Bewegung mißverstehen.

Was tun?

Old Nick hatte sich soweit zurückbewegt, daß die Finger seines ausgestreckten Arms die Pistole fanden. Er fühlte das kühle Metall, und irgendwie beruhigte es ihn. Wenn es ihm jetzt noch gelang, die Waffe an sich zu reißen, dann…

Er hätte hinschauen sollen. So aber behielt er den Wolf im Auge und nicht die Pistole. Unglücklich stieß er sie an, die Waffe rutschte über den Thekenrand und fiel zu Boden.

Der Laut des Aufpralls ließ beide Männer zusammenzucken.

Aber auch der Wolf reagierte. Er ging langsam vor, steuerte den Verletzten an, blieb neben ihm stehen, fuhr mit der langen Zunge über seinen Körper und drängte sich an dem Pfarrer vorbei, um dorthin zu verschwinden, wo sich das Hinterzimmer befand.

Mit der Schnauze stieß er die Tür auf, schaute in den Raum und blieb dabei auf der Schwelle stehen.

Dann drehte er sich um. Ebenso langsam kam er zurück, blickte die Männer an und verschwand so lautlos, wie er zuvor auch gekommen war.

Der Pfarrer und Old Nick atmeten auf. Ihre Blicke trafen sich.

»Verstehen Sie das, Hochwürden?« fragte der Wirt flüsternd.

»Nein, Old Nick, das verstehe ich nicht. Das versteht wahrscheinlich kein Mensch, sondern nur der Herrgott.«

Der dicke Wirt nickte und faltete die Hände.

***

Wie hatte Thor noch gesagt! Ich werde dafür sorgen, daß Fenris wieder zu uns zurückkehrt.

An diese Worte erinnerte ich mich, als ich mit schußbereiter Waffe auf die Wölfe zulief. Während des Laufens zog ich mein linkes Bein nach, aber das durfte mich jetzt nicht stören. Ich mußte alles

einsetzen, um die Menschen zu retten, deren Schreie mir noch immer in den Ohren gellten.

Suko hielt sich an meiner Seite. Auch er trug eine Beretta und die Dämonenpeitsche. Wir hofften, den Fenriswolf damit schwächen zu können.

Die anderen Tiere hatten einen Kreis um zwei Männer gebildet.

Ich sah die Gestalten, wie sie vom Nebel umweht wurden. Einer ließ soeben ein Gewehr fallen und hob beide Hände, um zu dokumentieren, daß er nicht an Gegenwehr dachte.

Plötzlich drehte sich Fenris um.

Sein Blick saugte sich an uns fest.

Augenblicklich blieben Suko und ich stehen. Wir schauten in die kalten Augen, und bemerkten, daß sich auch die übrigen Wölfe umdrehten und uns fixierten.

Jetzt wurde es gefährlich. Fenris mußte ihnen wohl einen für unsere Ohren unhörbaren Befehl gegeben haben, denn gemeinsam stießen sie sich ab und sprangen auf uns zu.

Wir schossen.

Vor den Mündungen der Berettas blitzte es auf. Silberkugeln verließen mit ungeheurer Geschwindigkeit den Lauf, fanden ihre Ziele und explodierten mit weißmagischer Kraft in den Körpern der Bestien.

Wir schossen rasend schnell. Dabei schwenkten wir die Waffen, um auch alle Wölfe zu treffen.

Die Körper prallten vor uns zu Boden, bildeten ein regelrechtes Knäuel, aus dem ein Jaulen und Heulen drang.

Und Fenris?

Warum griff er nicht ein?

Er konnte nicht, denn auf einmal geschah das Unwahrscheinliche, das Unglaubliche.

Aus dem dichten Nebel erschien, begleitet von gewaltigen, spiralartigen Blitzen, eine riesige Hand. Fünf übergroße Finger öffneten sich und fuhren in das dichte Fell des Wolfes.

Sie drückten ihn zuerst dem Boden entgegen, rissen ihn dann hoch, und vor unseren Augen schleuderte die Hand den schreienden, jaulenden Wolf in den grauen, nebligen Himmel.

»Ich werde dich lehren, deine eigenen Wege zu gehen!« donnerte eine gewaltige Stimme. Und das letzte, was wir von Fenris hörten, war ein verzweifeltes Schreien, das langsam in der Ferne verklang…

Zurück blieben seine Diener.

Tote Diener.

***

Wieder einmal versammelten wir uns in der Gaststube. Diesmal um Bilanz zu ziehen.

Sie sah traurig aus.

Zwei tote Polizisten, dann James Kiddlar, ein Mann namens Farlane und ein weiteres Opfer, von dem uns ein Verletzter berichtete. Dementsprechend gedrückt war die Stimmung.

Die Menschen hatten Fragen. Ich konnte und ich wollte sie auch nicht beantworten. Suko und ich zogen uns mit dem Pfarrer und der Äbtissin zurück.

Mit den beiden sprachen wir den Fall noch einmal durch, wobei die Äbtissin meine Worte nur unterstreichen konnte.

»Dann ist es also meine Aufgabe, den Leuten eine Erklärung zu geben?« stellte der Pfarrer fest, und wir bestärkten ihn mit unseren Antworten in der Annahme.

Nach einem guten Frühstück, das wir gemeinsam mit dem Pfarrer einnahmen, wollten wir fahren. Dabei berichtete der Geistliche auch von einem Wolf mit rotbraunem Fell, der in die Gaststätte gekommen war und niemand angegriffen hatte.

»Seltsam, nicht wahr?« sagte er.

Ich nickte und hatte plötzlich keinen Appetit mehr, denn in meinem Kopf hatten sich bestimmte Gedanken festgesetzt.

Eine halbe Stunde später hatten wir uns verabschiedet und gingen zum Wagen. Ich hielt bereits den Schlüssel in der Hand, als Suko einen Zischlaut ausstieß.

Sofort wirbelte ich herum, sah den Schatten des Wolfes und zog die Beretta.

Das Tier blieb stehen.

Drei Schritte trennten uns. Ich schaute den Wolf an. Er besaß ein dichtes, seidiges, rotbraunes Fell, ein schönes Tier, wirklich. Und ich sah die Augen.

Grünlich schillerten sie. Ein Augenpaar, das ich schon einmal gesehen hatte.

Bei einem Menschen!

Kalt rann es mir den Rücken hinunter. In diesem Augenblick durchtobte mich ein Wirrwarr der Gefühle.

Nadine Berger!

Vor mir stand Nadine. In der Gestalt eines Wolfes. Ich weiß nicht, wie lange ich unbeweglich auf einem Fleck verharrte. Mir kam es vor wie Stunden.

Da sah ich plötzlich die beiden Tränen, die aus den Augen des Wolfes rollten und im Fell versickerten. Im nächsten Moment wischte das Tier herum und verschwand mit weiten Sätzen im nahen Wald.

Nadine war tot, doch ihr Geist, ihre Seele lebte in einem Wolfskörper weiter.

Damit, Freunde, mußte ich erst einmal fertig werden. Des öfteren warf ich einen Blick aus dem Fenster.

Von einem rotbraunen Wolf sah ich nicht die geringste Spur.

Trotzdem war ich mir sicher, daß ich ihm irgendwann begegnen würde…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 190 »Ein schwarzer Tag in meinem Leben«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 155 »Die Teufelsuhr«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 118 »Der Dämonenwolf«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 108 »Das Eisgefängnis«